

DER MARIENBOTE

April 1961



CHRISTUS

"Gesetz, Propheten und Evangelisten haben Christus verkündet, der, von der Jungfrau geboren, am Holze litt, aus der Welt der Toten erschien und auffuhr in den Himmel, vom Vater verklärter König der Ewigkeit. Die vollkommene Erkenntnis ist er, Gottes Wort . . . Mitschöpfer des Alls, Bildner des Menschen . . . in Menschen menschlich, im Vater der Sohn, in Gott Gott, in Ewigkeit König . . . Sendboten sammelnd, ruft er zu Gottes Herrschaft . . . Wegweiser der Verirrten, der Leidenden Zuflucht, Hirt der Erlösten . . . Gott aus Gott, Sohn des Vaters, Jesus Christus in Ewigkeit. Amen."

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

29. Jahrgang | April 1961, Battleford, Sask. | No. 7

In jener Zeit kauften Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome Spezereien, um hinzugehen und Jesus zu salben.

Frühmorgens am ersten Tage der Woche, als eben die Sonne aufgegangen war, kamen sie zum Grabe. Sie sprachen zueinander: Wer wird uns den Stein wegwälzen von der Tür des Grabes? Als sie aber aufblickten, sahen sie, dass der Stein schon weggewälzt war; er war nämlich sehr gross. Und da sie in das Grab hineingingen, sahen sie einen Jüngling zur Rechten sitzen, angetan mit einem weissen Gewand, und sie erschraken. Er aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht. Ihr suchet Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden. Er ist nicht hier; seht den Ort, wo sie Ihn hingelegt haben. Doch nun geht und sagt Seinen Jüngern und dem Petrus, dass Er euch nach Galiläa vorausgeht. Dort werdet ihr Ihn sehen, wie Er euch gesagt hat.

Markus VFS V-G

Frohlocket nun, all ihr himmlischen Chöre der Engel! Frohlocket, ihr seligen Scharen!
Töne hell, Posaune des Heiles; preise den Sieger, den erhabenen König! Erfreue dich, o Erde, überflutet vom Strahl aus der Höhe; Licht des ewigen Königs umleuchtet Dich! Wisse, entschwunden ist allerorten das Dunkel!

O wahrhaft selige Nacht, einzig gewürdigt, zu wissen die Zeit und die Stunde, da Christus vom Tode erstanden. Dies ist die Nacht, von der steht geschrieben: Die Nacht wird hell wie der Tag; und: Eine Leuchte ist die Nacht meinen Wonnen.

In dieser gnadengesegneten Nacht nimm an, o heiliger Vater, das Abendopfer dieser brennenden Kerze; Dir entrichtet diese festliche Gabe, bereitet vom Fleiße der Biene, durch die Hand ihrer Diener die heilige Kirche.

So bitten wir Dich, o Herr: diese Kerze, geweiht zum Ruhm Deines Namens, ungemindert leuchte sie fort, in dieser Nacht zu scheuchen das Dunkel.

Der Auferstehung Christi

T. Melhardt

Die biblischen Berichte über die Auferstehung Christi sind wahr. Sie sind nicht der erfundene Abschluß eines Lebens, das furchtbar geendet hat und in seinen Verheißungen zusammengebrochen ist. Sie sind Wahrheit und sogar schlichte Wahrheit, die bei uns bleibt und nicht wie irgendwelche grandiosen Einbrüche aus der Überwelt ins Legendäre entweicht. Sie sind eine wochenlang erfahrene und darum doch zum Teil einsehbare Wahrheit, ohne die sich die Verwandlung der Apostel und Jünger niemals erklären ließ. Denn erst die überwältigende Erfahrung des Auferstandenen hat die noch recht unentwickelten Seelen der einfachen Männer aus Jesu Gefolgschaft so "umgekehrt", daß das Pfingstereignis der Geistausgießung und damit ein wahres Aufrauschen von Glaubensgewißheit, Jubel über die gebrochene Macht des Todes und Drang und Fähigkeit zu geistiger Mitteilung des Erfahrenen an die Welt möglich wurden. Man wird gewiß fühlen, daß unter "geistiger Mitteilung" nicht etwa eine feingeschliffene theologische Darlegung gemeint ist, sondern eine mit dem reinen Herzenslaut der Über-zeugung Hand in Hand gehende Mit-teilung von Glaubenssubstanz, die Glut ist und in Glut setzt.

Aber wir Menschen sind so verbildet und dadurch wie zugesperrt. Statt geist-hingegeben ein Geschehen mit unserem ganzen Wesen mitzuerleben, wollen wir es nicht eher gelten lassen, als es möglich wäre, es in eine allgemeingültige, abstrakte Theorie zu transferieren, wodurch alles Einmalige und Außerordentliche gefälscht würde. Außer-ordentliches ist aber durch Theorien nicht erfaßbar und Lebensäußerungen können nur im Erleben wirklich ergriffen und assimiliert werden. Dem Himmel sei Dank, daß die Apostel und Jünger nicht daran dachten, das, was sie mit ihren Augen gesehen hatten, durch Theorien glaubhaft zu machen. Bis in die letzte Tiefe ihrer Seelen gesättigt, gingen sie ihren herrlichen, schweren Weg zum Kreuz, zum Schwert, in die Arena, zum Scheiterhaufen. Ihre der eigenen Auferstehung selig gewisse Bereitschaft zum qualvollen Martertod als Übergang zum wirklichen Leben mit Christus ist auf die ersten Generationen der Christenheit so selbstverständlich übergegangen, daß wir Nachfahren, die oft nur noch an Worten kleben, nicht genug staunen können. Sie gingen als Zeugen des Auferstandenen und die Auferstehung Christi war ihre Kraft; davon läßt sich nichts abhandeln.

Wir Jetzigen aber, ob nun Christen oder Nichtchristen, ob eingestanden oder nicht eingestanden, stehen doch zumeist auf dem Standpunkt des Apostels Thomas, der den Berichten der Frauen und Jünger nicht zu glauben vermochte und kopfschüttelnd sprach: "Wenn ich nicht in seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meinen Finger lege in die Stätte der Nägel und meine Hand lege in seine Seite, werde ich nicht glauben" (Joh. 20: 25). Aber es geschieht uns leider nichts dergleichen wie es dem Thomas geschah, daß er überwältigt rief: "Mein Herr und mein Gott" (Joh. 20: 28). Denn (so scheint es wenigstens): Was kurz nach dem Tode der zu den Seinen zurückdrängende Wille des Menschensohnes vollbracht hat, ist jetzt ganz offenbar nicht mehr möglich. Und Jesus Christus "mußte" (natürlich irdisch gesprochen) ja auch so tun: Er mußte die Aussaat seiner heiligen Worte vor dem Frost seines von den Jüngern bis dahin nicht verstandenen Todes beschirmen, und er mußte die den Seinen gegebene Verheißung erfüllen. In drei Tagen, so hatte er gesagt, würde er den Tempel seines Leibes wieder aufbauen. Das mögen sich auch die Jünger damals freilich anders vorgestellt haben: In Feierlichkeit vor dem Volke, — ein Schauwunder. So geschah es viel leiser, unscheinbarer, (wie das Gotteswirken ja überhaupt leise und unscheinbar zu sein pflegt), aber eben darum viel "echter", das heißt göttlichmenschlicher, als sie (vielleicht auch wir?) es sich gewünscht und "ausgedacht" hätten. Da sie es aber so erfuhren — im Verborgenen, in Herzensnähe —, war es so groß und erfüllend, daß ihre Gedanken und Wünsche wie Schnee an der Sonne zerschmolzen.

Gerade an dieser leisen und doch erschütternden, unzulänglichen, unfaßlichen und doch selbstverständlichen Weise erkennen wir, daß dieses so schwer zu glaubende Ereignis in der Natur der Geschehnisse und Gegebenheiten lag. Denn solange ein Gottmensch, ein Außerordentlicher, nahe ist, liegt es in der "Natur der Sache", daß die sinnlich erfahrbare Botschaft aus einer höheren Seinssphäre, geschieht. Und daß es so verborgen, im Umkreis der Liebe geschah, das war der einzige Weg, daß die Jünger ihres Herrn, des Auferstandenen, so inne-wurden, daß er von nun an in ihnen lebte.

Es gibt viele, die sich heutzutage daran stoßen, daß sie an ein einmaliges, nie mehr wiedergeschehenes und darum nicht überprüfbares Ereignis glauben und darauf ihr Leben gründen sollen. Graf Hermann Keyserling sagt einmal im "Buch vom Ursprung", wenn auch in anderem Zusammenhange, es wäre ebenso unmöglich eine Tat ungeschehen zu machen, "wie es der Frau, welche einmal gebar, unmöglich ist, ihr Geborenhaben zu verleugnen." Denn (das gilt es hell zu verstehen): Leben entsprang. Das gilt in erhöh-

Von Glaubensbewaehrung und Glaubensnot

Gedanken zur Osterzeit

Von Franz Scholz

In der Glaubensprüfung

Es war im letzten Krieg. Eine Familie erwartete in großer Freude den Vater. Er hatte Weihnachtsurlaub erhalten. Staat des Vaters kommt am Heiligabend die Nachricht: "Gefallen! Beim Rückmarsch von der Front von einer Mine zerrissen!" Der Mutter bricht eine Welt zusammen. "Die Kinder sollen ihr Weihnachten haben", so faßt sie sich schnell und versucht, mit ihnen den Heiligen Abend zu begehen, als ob nichts geschehen wäre. Als die Mutter dann aber zur Christmette ihr schwarzes Kleid heraussucht, überkommt die älteren Kinder ein unheimliches Ahnen, das zur bitteren Gewißheit wird, als sie — leichenblaß — an der Krippe des Jesuskindes ihre unendliche Armut ausweint. "Er ist zu Haus beim himmlischen Vater!" Und wir? "Wir müssen nun täglich darum flehen, daß wir die Vaterunserbitte "Dein Wille geschehe" ohne Murren beten können!"

Glaube bewährt sich in der Not, bricht unter der Last der Prüfung zusammen oder kann sich sogar in Empörung gegen Gott verwandeln.

Im Winter 1944 ließ eine Frau meiner Gemeinde ihren Mann (er war "auch" katholischen Glaubens) durch die Partei, nicht durch den Priester, begraben. Im Vorjahr war ihr abgestürzter Sohn ohne ihren Widerspruch auf ähnliche Weise bestattet worden. Als der Russeneinbruch im Januar 1945 bevorstand, besuchte ich noch einmal die Gemeindemitglieder, die nicht mehr am kirchlichen Leben teilnahmen. Ich hoffte sie nun zur "Heimkehr" zu bewegen. Diese Frau glaubte ich über die ihr geläufigen Vorstellungen von "Pflicht" und "Schuldigkeit" aufrütteln zu können: "Verweigern Sie doch Ihrem Herrgott nicht, was Sie ihm schuldig sind!" Empörung zeichnete sich auf ihrem Gesicht: "Ich **Ihm** etwas schuldig- **Er** ist **mir** alles schuldig geblieben! Erst den Jungen, dann den Mann! Ich **war** auch einmal gläubig, ehe ich Gottes Grausamkeit erfahren hatte. Aber jetzt . . . Dieser Gott lebt nicht, oder er hat seine Freude daran, uns zu quälen. Wenn es einen Gott gibt, kann ich ihn nur hassen . . ." So ging sie auf die Flucht. Ich habe niemals mehr etwas von ihr gehört. Ein kümmerlicher Restglaube war unter der Wucht schmerzlicher Schläge in eine blasphemische Anklage verkehrt worden. "Gott hat mich überfordert!"

Überfordert uns Gott?

Die beiden Beispiele deuten die Antwort an: Im Sturm der Anfechtung wird nur bestehen, wer durch Gebet und früher treu geübten Glauben in Gott verankert ist. Mit einem schwachen Glauben lassen sich die großen Bewährungsproben nicht bestehen. Denn "der, der dich ohne dein Zutun erschaffen hat, will dich ohne deine Mitwirkung nicht retten" (Sankt Augustin). Wer den Glauben nicht in täglicher Treue übt, wer sich nicht die Kraft dazu auf den Knien erbittet, versagt dem rufenden Gott seine Bereitschaft. Die Bewährung hängt nebst der Gnade Gottes vom früheren Leben aus dem Glauben ab.

Denken wir hier an manche Last, die Gottes Ordnung in der Ehe auferlegt, an das Aushalten in unglücklicher Ehe, an lebenslange Einsamkeit, an so manches Schicksal, das gar keinen Sinn zu offenbaren scheint. Geht das nicht oft über Menschenkräfte? Gott überfordert nicht. Er gibt jedem seine Lebenshilfe (Gnade), der seinem helfenden Wirken keinen Riegel vorschiebt. Man muß ehrlich nach Gott verlangen, mit ihm in lebendiger Verbindung bleiben (heiligmachende Gnade!) und die in der Taufe erhaltene Fähigkeit, Gottes Herrlichkeiten und die eigene Gnadenberufung zu erkennen, in der Liebe auswirken. Dann ahnt man die Wahrheit des Pauluswortes: "Alles kann ich in dem, der mich stärkt!" (Phil. 4: 13).

---

tem Maße von Ereignissen, in welchen etwas offenbar wurde, in welchen also, wie durch den Spalt einer Türe, Licht aus den anderen Seinsbereichen einbrach (hier: die Auferstehung Christi). Die Erinnerung an dies in Schauern erlebte Ereignis kann nicht mehr ausgelöscht werden.

Und dieses Licht der Auferstehung fällt nun wie ein Schlaglicht durchleuchtend — bezeugend — aufschließend auf die ganze im Grunde so einfache, weil in der Liebe sich erfüllende Lebenslehre Christi. Den Auferstandenen betrachtend, begreifen wir, warum das Evangelium wirklich ein "frohe Botschaft" bedeutet: weil der Tod nun keine innerste Bedrohung des Lebens mehr ist, sondern nur noch ein Übergang zu der Fülle jenes Lebens, das hier schon begonnen hat, seit in der Taufe das Gotteskind in uns geboren wurde. Seitdem können wir auf der Spur des Herrn bleiben.

". . . Gott nachgeben und ihm folgen, das ist Ewigkeit", sagt Meister Eckhart.

In unserem Zusammenhang ist das Leben aus dem Glauben als Heilsbedingung von besonderer Bedeutung.

Aus dem Glauben leben

Die uns in der Taufe geschenkte Glaubensfähigkeit ist wie jede menschliche Anlage zunächst als zarter, der Entfaltung bedürftiger Keim geschenkt. Wer die kleinen Rufe Gottes täglich gläubig hört und befolgt und seine Neigungen und Entscheidungen Gott in letzter Instanz immer wieder anheimstellt, der übt seinen Glauben. Wir können hier denken an die vielen "kleinen" Anrufe des Alltags — die Hilfe für die Armen, das Annehmen einer unangenehmen Aufgabe, Verzicht auf eine Freude u. a. m. Geschah all das im Vertrauen auf Gottes Verheißung, hast du auf diese kleinen Freuden oder Erleichterungen um der "höheren Güter" willen verzichtet? Dann hast du damit deinen Glauben im Alltag geübt und dich tiefer in Gott verwurzelt und für Zeiten der Anfechtung gekräftigt. Oder: In so manchen Familien geht es um das "nächste Kind". Ja oder nein? Wirtschaftlich bedeutet jedes weitere Kind weitere fühlbare Einschränkungen, Verzicht auf Bequemlichkeit für zwei Jahrzehnte. Wenn aber die Gatten denken: "Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, nimmt mich auf" (Mark. 9: 37) und "Je mehr wir uns Gott anheimgeben, um so wunderbarer wird er für uns einstehen", dann fällen sie die Entscheidung aus dem Glauben. Die tägliche Übung macht auch hier "gelenkig" und bereit; zugleich rüstet sie für die eigentlichen Bewährungsproben. Wer sich dieser "Torheit" des Evangeliums verschließt, läßt seinen Glauben verkümmern. Wird er dann von Gott in die Bewährung gerufen, so findet er sich nicht gerüstet und klagt Gott an, daß er überfordert werde. Doch er hat selber die Gnade abgewiesen. Sein Versagen bezeugt nur die Gültigkeit des Herrenwortes: "Ohne mich könnt ihr nichts tun!" So nimmt uns der Herr in seine Schule und führt uns in der Glaubensprüfung höher von Stufe zu Stufe.

Vorbehaltlos sich Gott überlassen

Es gibt eine Art "Reifeprüfung" in der Schule des Meisters im "Fache Glauben". Sie gelingt, wenn der Christ sich Gott gänzlich anheimgibt, ihm nichts mehr versagt. Der große englische Kardinal Newman († 1890) spricht von einer bedingungslosen Kapitulation vor Gott. "Wenn ein Mensch zu Gott kommt, um gerettet zu werden, so ist das Wesen wahrer Bekehrung Übergabe seiner selbst, vorbehaltlose und unbedingte Übergabe. Das ist ein Wort, das den meisten, die zu Gott kommen, nicht eingeht. Sie möchten zwar gerettet werden, aber auf ihrem eigenen Wege. Sie möchten auf Bedingungen kapitulieren, ihre Habseligkeiten mit sich nehmen, während der wahre Geist des Glaubens den Menschen anleitet, von sich weg auf Gott zu schauen und einfach zu sprechen: "Ich lege mich in Deine Hände! Herr, mache mit mir, was Du willst. Ich vergesse mich. Ich will nur Dir folgen. Ich stelle keine Bedingungen."

Freilich, zuerst heißt es klären, ob wirklich eine Forderung Gottes vorliegt; falls ja, dann gilt es, in Ruhe (allein und gemeinsam) aus christlicher Klugheit natürliche Wege und Hilfen zu bedenken. Zeigt sich kein Weg, dann ist die Stunde Gottes da, in der die Treue auf die Waagschale gelegt wird. Dann heißt es, tapfer die Knie beugen und beten, bis wir das gläubige Ja, das uns Gott anheimgegeben hat, auch unter dem gegenwärtigen Kreuz erneuern können. Viele unserer entscheidenden Schritte zu Gott hin wollen als Glaubensbelastung oder Glaubensprüfung bewältigt werden. Immer ruft Gott, so wie er einst mit Abraham verfuhr; er verlangt einen "Abschied" um seinetwillen.

Maria

Du Gottesträgerin, du lieblichste der Frauen.
Mit welcher Anmut schreitest du dahin.
In dir ist Gottesglaube und ein tief Vertrauen,
Du, deines Gottes kleine Königin!

Du weißt es nicht, daß du die Welt verwandelst.
Schon durch dein Dasein machst du alles heil.
Du kannst nicht ruhen. Nein, du tröstest, handelst.

Du voller Gnade, dir wird es zuteil:
Daß Gott in dir wie in der Honigwabe
Sein Menschsein bildet. Du darfst Mutter sein.
Durch Gott wirst du der Menschheit Trost und Labe.

Du bist die Ähre, Traube, Brot und Wein!
In wenig Monden hälst du ihn am Herzen,
Bist Ihm Monstranz und Thron und Mutterschoß.
Im Glücke still und groß in deinen Schmerzen,
Verkehrst in Glück du deiner Brüder Los!

O Mutter, lehr uns Gott in Wehen preisen,
Lehr lächeln uns zu allem, was Er tut.
O Mutter, wolle du den Weg uns weisen.
Gib uns zum "Fiat" deinen hohen Mut!

Hilf, daß wir dann am Ziele unseres Lebens,
Wenn das Gebirge froh erstiegen ist,
Erfahren, daß kein Leid vergebens
Gelitten war — für Ihn, für Jesus Christ!

"Magnifikat", ein Stern sei's für die Deinen!
Ein Lied, das auch in Ewigkeiten nicht verklingt
In jenem Lande ohne Weh und Weinen,
Wo jede Seele dann ihr Sanktus singt.

Anna Hils

"Gewissensruhe" durch ein ungläubiges Maskengewissen?

Wer sein Leben nicht nach dem Glauben gestaltet, die Glaubensnot des Kampfes und Verzichtes nicht auf sich nimmt, mit anderen Worten, wer sich daran gewöhnt hat, anders zu leben, als er glaubt, wird bald an seinem (toten) Glauben irre werden und sich still und unbewußt eine "Überzeugung" schaffen, die sein eigenes ungläubiges Leben rechtfertigt. Diese neue "Überzeugung" ist der Todfeind aller Glaubensbereitschaft. Der Glaube wird still erwürgt und der Wille unbewußt mit elementarem Widerstand gegen die Bekehrung erfüllt. Die neue, dem abwegigen Leben angepaßte "Überzeugung" dringt auf vielen unsichtbaren Kanälen ins Gewissen ein und bildet es um, macht es zu einem Maskengewissen, das nun das für gut, recht, erlaubt hält, was den spontanen Regungen, Neigungen und Leidenschaften des Menschen genehm ist. Ein derartiges verlogenes Maskengewissen (nur die, die sich selbst betrügen, vergessen langsam daß sie sich einmal grundsätzlich belogen haben, sie leben nur infolge dieser "Verdrängung" in Frieden"') tarnt sich oft als "freiheitliche Überzeugung", als "menschliche Großzügigkeit", als Anzeichen besonderer Unabhängigkeit. Schon der Apostel Johannes kannte solche Christen. In einem Brief an die Gemeinde zu Laodizäa in Kleinasien läßt er einen sprechen: "Ich bin reich, ich habe Überfluß und brauche nichts" (vor allem keinen Glauben)! Christus aber entgegnet in richterlicher Hoheit: "Und du weißt nicht (du hast es "verdrängt"), daß du elend und erbärmlich bist, arm, blind und bloß! Ich rate dir, kaufe von mir im Feuer geglühtes Gold (eines Lebens aus dem Glauben), damit du reich wirst, und ein weißes Gewand (heiligchende Gnade), um deine schändliche Blöße zu bedecken" (Offb. 3: 15). Das ist die bitterste Not, bitter, weil sie nicht mehr erkannt wird. Sie "brauchen" keinen Glauben, keine Kirche (mehr), sie versichern uns oberflächlich, immer, "so glücklich zu sein". Aber nicht nur die Seelsorger, auch unsere Psychologen stellen doch fest, daß das Leben solcher Menschen, wenn sie nur 35–40 Jahre alt geworden sind, von Melancholie, Wehmut, Unstimmigkeit und tiefem Unbehagen überschattet ist, ohne daß sie noch die Ursache ahnen (oder ahnen wollen). Da sie Gott (dem Glauben) den Abschied gegeben haben, haben sie auch ihre eigene Mitte verloren.

April

Primeln schütten sanftes Gold,
Fink hegt sein Genist,
Sonnenfunke, Regensold
bald die Farben hißt.

Süß und bitter, kühlend Munds,
bläst der Tag ins Horn;
aber glaub, er rüstet uns
ein gar gutes Korn.

Über Angst und Blut und Tod,
wächst es herrlich her;
nach dem dritten Morgenrot
hält's der Grund nicht mehr.

Wie Rubin und Feuerstern
schwingt es sich zu Höh;
Engel wölken um den Herrn
wie Gewitterbö.

Willst du nicht im Garten sein,
Christ, wie Sankt Madlen,
und mit hellem Jubelschrei'n
Ihm entgegengehn?

Marianne Oswald

Ist blinder Glaube zumutbar?

Es meldet sich noch eine andere Frage: Kann denn einem vernünftigen Menschen ein blinder Glaube zugemutet werden? Muß unsere natürliche Einsicht gänzlich "abgeschaltet" werden? Das wäre wahrlich eines Menschen unwürdig. Auch die Jünger sind dem Herrn nur gefolgt, nachdem sie erkannt hatten, daß Er Worte ewigen Lebens hat Joh. 6: 69). Tatsächlich geht dem übernatürlichen Glauben ein natürliches Urteil über die Glaubwürdigkeit Christi und der Kirche voraus. Die Auseinandersetzung über die natürlichen Glaubwürdigkeitsgründe spielt bei denen, die als reife Menschen zur Kirche kommen, eine entscheidende Rolle. Wir, die wir in die Kirche hineingeboren wurden, werden oft genötigt sein, diese Auseinandersetzung nachzuholen, wenn uns die Kritik der Glaubensfeinde (z. B. angebliche Unechtheit der Evangelien u. ä.) dazu zwingt. Das kann uns große Not bringen, weil dann auf einmal die bisher unbestrittenen gültigen Grundlagen zu wanken scheinen. Es gilt dann, seine Glaubenswilligkeit zu erneuern und überzeugt zu sein, daß es zwischen echten Ergebnissen der Wissenschaft und der recht verstandenen Glaubenslehre keinen Widerspruch geben kann. Glaube ist also durchaus zumutbar, er erfordert nämlich auch ein natürliches, vernünftiges Glaubwürdigkeitsurteil, das den Menschen guten Willens zum Glauben führt, einen bösen Willen aber nicht zu nötigen vermag.

Diese Ablehnung der Glaubwürdigkeitsgründe wird oft unbewußt gesteuert, wenn der Mensch im Unterbewußtsein ahnt, daß sein leidenschaftlich festgehaltenes Lebensprogramm ebenso wie seine Lebenspraxis dem Gericht Christi verfallen würde. Wem Gott die eigenen Lebenskreise "stört", der wird instinktiv den Blick von der Wahrheit abwenden (Joh. 3: 20). Denn Wahrheit und Gutsein hängen innerlich zusammen. (Dabei beruft man sich gern auf die Abnutzungserscheinungen in unserer Kirche: die Kälte und die mangelnde Liebe, die Überbetonung des Äußeren und Nebensächlichen, die Lebensfremdheit und das Unverständnis modernen Fragen gegenüber u. ä., um sich im Widerstand gegen sie zu verhärten. Ob wir dadurch nicht auch schon ehrlich Ringenden in entscheidender Stunde in den Rücken gefallen sind?)

Schwierigkeiten des Denkens

Schwierigkeiten von seiten des Denkens und der natürlichen Einsicht können und werden auch dem gläubigen Katholiken immer wieder begegnen. Etwa die eine oder andere dieser Fragen: Wie ist Auferste-

hung von den Toten, wie Christi Gegenwart in der heiligen Eucharistie denkbar? Erklärt sich nicht die ganze Kirche rein irdisch-geschichtlich und soziologisch? Wo bleibt, nachdem wir in den Weltraum eingedrungen sind, ein Raum für Gott und Jenseits? Warum läßt Gott so viele Kinder ungetauft sterben?

Man könnte auch an die zentralen Anfechtungen rühren, unter deren Last Reinhold Schneider in der letzten Phase seines Lebens fast zusammengebrochen ist. Wo erscheint im Grauen des von der modernen Naturwissenschaft enthüllten Kosmos noch das Antlitz des gütigen Vaters? Dunkelheiten und Schwierigkeiten tun sich immer von neuem vor dem Verstande auf, der, obwohl einmal zur "Kapitulation" entschlossen, sich nun wieder zur Rebellion berechtigt fühlt.

Und wenn Gott schweigt?

Oft scheint Gott sich innerlich ganz von uns zurückzuziehen, uns im Stich zu lassen. Wir erleben Zeiten der seelischen Niederschlagenheit und Trockenheit. Meinen wir dann nicht, unser Glaube sei ins Wanken gekommen, weil sich ein unbestimmtes Gefühl allgemeiner Glaubensunsicherheit einschleicht und behauptet? Es genügt dann, den Glaubenswillen zu erneuern und alles zu tun, um wieder durch Gebet, Betrachtung, Lektüre und religiöse Tat in den "Schwergewichtsbereich" des Glaubens zu gelangen.

Auch Zeiten auspesprochener seelischer Niedergeschlagenheit (Depression), länger andauernde Phasen religiöser Trockenheit und Gefühlskälte dürfen uns nicht verwirren, obwohl sich immer wieder die Sorge einschleicht: Hat Gott mich etwa fallenlassen? das Zeugnis unseres Gefühls ist jedoch trügerisch. Die Lebensverbindung zu Gott spiegelt sich durchaus nicht immer im Gemütserlebnis wider. Der Glaube erheischt hier wiederum eine Entscheidung gefühls. Es gilt, vertrauend durchzuhalten, bis sich die Wolke seelischer Bedrückung hebt und Gottes Nähe uns anstrahlt und beglückt.

Reif werden für Gott

Uns allen bleibt eine lange, oft notvolle Schule Gottes nicht erspart! Gott muß und will uns von Stufe zu Stufe läutern, bis wir endlich im Herzen begreifen, was der Kopf vielleicht schon lange vorher "registert" hatte. Das war auch der Weg der Gottesmutter, die im Glauben, d. h. im verhüllten Licht wandelte und alles im Herzen erwog, bis es ihr später, vor allem an den Stationen ihrer Schmerzen, aufging.

Wir reifen im Glauben durch die Not. Sie bringt uns die Reife, um eine festgehaltene "Stellung" nach der anderen zu räumen und schließlich Gott zu überlassen, der unser "überaus großer Lohn" (Gen. 15: 1) sein will. –

Rekorde

Wenn Sie es noch nicht wissen sollten: der bisherige Weißwurstrekord liegt bei 17 Würstchen in 1,33 Minuten. Auch die Weitspucker haben es herrlich weit gebracht: 20,37 m bei Windstille. Und 2 Maß goß sich der Spitzenreiter beim Biertrinken-Wettbewerb — eins, zwei, g'suffa — in die reichliche trockene Kehle. Immerhin . . .

Ja, die Sucht nach Rekorden ist, befeuert von der Hast und vom Tempo unserer Zeit, zu einer ernstzunehmenden Landplage geworden. Nichts gegen Rekorde, wenn es um vernünftige Dinge geht. Auch im Altertum wetteiferten die Söhne Griechenlands um den Lorbeer für sportliche Bestleistungen. Was sich aber heute als Rekord bezeichnet, ist oft die Sinnlosigkeit bis zum Exzeß, Wahnsinn mit Methode in ständig wachsender Serie. Da sind die Veranstaltungen zur Ermittlung von Dauertanz- oder Dauermusizierrekorden. Da gibt es Hunger-, Freß- und Saufrekorde. Das schönste Bein, der klassischste Oberschenkel, die engste Taille, der sinnlichste Mund, die ausdrucksvollste Nase . . . Oh, es ist kein Mangel an Motiven, und es besteht auch kein Grund zu der Befürchtung, daß die Manager dieses Rekorde-Rummels am Ende ihrer Einfälle wären, die über ihren Zweck hinaus seltsame Blüten treiben. So bildeten sich in der Bundesrepublick bereits Klubs filmvernarrter, junger Damen, die sich um die Nachäffung des "Lächelns" und sonstiger Pinup-Manieren der Marylin Monroe bemühen. Andere üben mit Rekordabsichten die Mimik der Hildegard Knef und haben sogar Gelegenheit, von Zeit zu Zeit bei Ähnlichkeitsrekorden ihre Kunst vorzuführen.

Wenn Rekorde einen Sinn haben sollen, dann müssen sie von allgemeinem Interesse und allgemeinem Nutzen sein. Rekorde sollen dazu dienen, vorbildliche Leistungen hinzustellen und andere zu einer besseren Leistung anspornen. Bei Freß-, Sauf- und Hungerrekorden und anderen als Bestleistung dargestellten Geschmacklosigkeiten ist ein solch positiver Sinn überhaupt nicht zu erkennen. Warum spricht man nicht von den stillen Rekorden? Etwa von den Rekorden, die Krankenschwestern leisten, die fern von jeder Sensationsmache bei Tag und Nacht an den Betten der Kranken und Sterbenden ausharren? In einer 25jährigen Praxis betreut eine Schwester, so berichten ernstzunehmende Statistiken, 10 000 Kranke! Das ist einer von den Rekorden, die einen Sinn für die menschliche Gesellschaft haben, weil sie nicht künstlich gemacht, sondern aus einer inneren Gesinnung heraus gelebt werden. Deshalb stehen sie auch nicht oder nur ganz selten in den Zeitungen mit den knalligen Spalten und den dikken, roten Strichen. KL

Gesang ueber dem Abgrund

Von Edith Kempf-Harte

Ihre Vermutung war richtig, der Chefarzt selbst machte heute Visite! Als sie ihn mit der Stationsschwester zur Tür hereinkommen sah, erhob ihr Herz durch erregtes Klopfen warnend Protest. “Tu es nicht”, schien es sagen zu wollen, “tu es nicht. Du wirst Schreckliches hören müssen.” Aber im selben Augenblick, da sie zu sprechen anfing, fiel alle Erregung von ihr ab; sie sprach mit einer so kühlen Gelassenheit, als erkundige sie sich nach einer Fremden.

“Herr Doktor”, sagte Maria Preßler, “ich möchte heute endgültig wissen, was mir fehlt. Ich liege nun schon so lange hier, aber das Geschwür und die Schmerzen im Gaumen sind immer noch da. Ja, die Schmerzen sind schlimmer geworden. — Ist es Krebs?”

Der Arzt senkte ein wenig das sehr ernst gewordene Gesicht: “Vielleicht könnte Ihr Gatte mich einmal aufsuchen, Frau Preßler? Eine Operation oder Bestrahlung in einer Spezialklinik —.”

“Mein Mann ist schwer herzkrank. Eine böse Nachricht könnte seinen Tod bedeuten. — Nicht wahr, es ist Krebs, Herr Doktor?”

“Ja.”

“Also hoffnungslos.”

Hatte sie es geflüstert oder nur mit ihren wirbelnden Sinnen gedacht, dieses gefährliche Wort, unabänderlich wie der Tod: Hoffnungslos.

“Es ist alles versucht worden. Nicht aller Krebs ist heilbar”, sagte der Arzt. Aber seine Stimme klang nicht zuversichtlich.

Maria Preßler hatte die Augen geschlossen und lag eine Weile so da, ohne sich zu rühren. Als sie wieder die Augen öffnete, war sie allein. Allein mit der Gewißheit, daß sie bald sterben mußte. Noch war er winzig klein, der Tod in ihrem Mund, kaum größer als die Fingerkuppe eines Kindes. Aber wenn die Operation nicht gelang, würde er sich mit rasender Geschwindigkeit ausbreiten und würde sie verhungern oder ersticken lassen oder beides zugleich. Unter unvorstellbaren Qualen würde sie sterben.

Sie griff sich an die Kehle, als müsse sie eine Schlinge lösen, die sie zu erdrosseln drohte. Doch sogleich fielen ihre Hände ruckartig herab, ihre Augen weiteten sich vor Entsetzen. Nicht allein die Schmerzen, die so groß waren, daß es keinen Namen dafür gab, wird sie aushalten müssen, nein, das kleine Todesgeschwür in ihrem Geumen wird auch ihr Gesicht verwüsten. Sie hatte das einmal bei einer Bekannten erlebt, es war furchtbar gewesen. Auch diese hatte eine Krebsgeschwulst am Gaumen gehabt, es war durchgebrochen und hatte sich schwarz wie die Pest über das Antlitz ausgebreitet.

Alfred! Nie würde sie dem geliebten Mann einen solch grausigen Anblick zumuten können!

Leise klinkte die Tür. Die Stationsschwester, die eben den



Osterbeten

Arzt bei der Visite begleitet hatte, kam herein. Sie sah mitleidig auf die Kranke. Maria Preßler lag mit schmerzverzerrten Zügen und starrem, abwesendem Blick da und schien die Gegenwart der Nonne überhaupt nicht zu gewahren. Die Schwester legte sanft die Hand auf ihre Schulter, dann ergriff sie ein Glas, das mit Fruchtsaft gefüllt auf dem kleinen Nachttisch stand und hielt es ihr an den Mund: "Trinken Sie mal, Frau Preßler, wenigstens einen Schluck. Es wird Ihnen gut tun. Sie haben ganz trockene Lippen."

Aber die Kranke schüttelte den Kopf und schloß wieder die Augen.

Auf dem kleinen Tisch lag zwischen manchen anderen Dingen ein Rosenkranz. Maria Preßlers Rosenkranz! Wenn sie beten würde, dachte die Nonne. Das wäre für sie das Beste. Aus dem Gebet schöpft man Ergebung und Kraft.

Wollen Sie Ihren Rosenkranz haben, Frau Preßler? Vielleicht wartet die Gottesmutter gerade jetzt auf Ihr Gebet?"

Die Kranke bewegte matt abwehrend ihre Hand. "Ich möchte allein sein", sagte sie, ohne die Augen zu öffnen. "Bitte lassen Sie mich allen, Schwester."

Da ging die Nonne schweigend hinaus.

Alfred würde sie nur noch mit Überwindung anschauen und küssen können. Trotz aller Liebe, die er für sie empfand, würde ihm jede Zärtlichkeit schwer fallen, das wußte sie. Sie waren nun bald fünfzehn Jahre miteinander verheiratet, Kinder waren ihnen versagt geblieben, dennoch war ihre Ehe gut und von nie unterbrochener gegenseitiger Liebe erfüllt gewesen bis zum heutigen Tag. Aber Alfred war ein Schönheitsfanatiker und hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Häßliche. Er und allen anderen, die sie zu Gesicht bekommen würden, würde es vor ihrem Anblick und einer Berührung mit ihr grauen.

Ich werde den Arzt um eine Spritze bitten, dachte die Kranke in eiskalter Entschlossenheit. Um eine Spritze, von der man nimmer aufwacht. Sie haben ja im Krankenhaus so viele davon.

Der Schmerz hatte sie ganz verwirrt. Sie nahm sich vor, dem Arzt zu bieten, viel, viel Geld, dann würde er ihr die Spritze geben. Weshalb sollte er es ihr auch abschlagen, da sie ja sowieso sterben muste. — Sie konnte nicht weinen. Ihre Augen waren trocken und leer wie zwei versteinerte Brunnen. Ihre Gedanken zerrannen wie Nebelfetzen. Auf den hohen, wirbelnden Wogen ihrer Qual ließ sie sich jetzt einfach dahintreiben, widerstandslos, dem Abgrund nackter Verzweiflung entgegen.

Bis auf einmal der Gesang ertönte. Von frischen, jungen Mädchenstimmen, nicht zu laut, nicht zu leise, klar und schön. Es waren wohl die Mädchen in der Küche, sie wuschen Geschirr oder schälten Kartoffeln und sangen dabei. Ein Lied, das Maria Preßler nicht kannte, nie gehört hatte. Es waren immer die gleichen Worte, die deutlich, überdeutlich an ihr Ohr drangen: "O Maria, hilf, in dieser tiefen Not, o Maria hilf!" Sie schienen Anfang und Ende einer kurzen Strophe zu sein, was dazwischen lag, verstand sie nicht, so sehr sie auch acht gab. Nur diesen wunderbaren Refrain vernahm sie, einmal, zweimal, dreimal und öfter: "O Maria, hilf, in dieser tiefen Not, o Maria, hilf . . ."

Jedes dieser Worte fiel in das Herz der Kranken, mitten in ihr Herz.

Etwas in ihr geriet in Bewegung, es löste sich und hob sich aus der erstarrten Tiefe ihres Inneren empor — und sie begann zu weinen. Und nach einer Weile faßte sie, erst zögernd, dann jäh, inbrünstig, wie ein Ertrinkender nach der rettenden Hand, nach dem Rosenkranz. Sie versuchte zu beten, stammelnd und zugleich wie ein Aufschrei brach es aus ihre hervor: "Der für uns Blut geschwitzt hat."

Alle Angst, alle Not, alles Grauen, das sie in dieser Stunde durchlitten hatte, und von dem sie in unausweichlicher Klarheit wußte, daß es wiederkommen würde, immer wieder bis zum bitteren Ende — all dies Unaussprechliche legte sie in das hochheilige Geheimnis von Christi Todesangst hinein.

Sie wußte nicht, wie weit sie gekommen war, als plötzlich ihr Mann an ihrem Bett stand. Er beugte sich über sie und sah sie mit besorgten, forschenden Blicken an. "Maria, du siehst aus, als hättest du heute große Schmerzen gehabt", sagte er.

"Ja, ich hatte Schmerzen", sagte sie, ohne den Rosenkranz aus den Händen zu lassen. "Aber nun sind sie vorbei."

DIE AUFERSTEHUNG CHRISTI

Bei Abels Tod ward noch ein Rufen wach
nach Rache ob der angetanen Schmach.
Du hälst dein Ohr ganz nah an Gottes Mund.
Vernahmst Du Trost in Deiner letzten Stund?

Die Welt begreift nicht, was geschehen ist.
Du sagst es uns, weil Du erstanden bist.
Wer glaubt, dem sind die Dornen offenbar:
Gott war bei Dir, wie er bei Moses war.

Die Leidenskrone, die Dein Haupt verletzt,
trägt Deine Kirche bis zu allerletzt,
denn ohne Dich, der unsre Stirn umwand,
wüchs Dorn um Dorn erneut auf Adams Land.

Helga Rusche

Seid stets des Todes eingedenk

Letzte Silvesteransprache des Münchener Oberhirten Joseph Kardinal Wendel

Der Oberhirte von München und Freising, Joseph Kardinal Wendel, ist kurz nach seiner Rückkehr in das Erzbischoefliche Palais von der traditionellen Silversteransprache im Münchener Liebfrauendom am 31. Dezember 1969 gegen 19 Uhr an einem Herzschlag verschieden. Die letzte Predigt, mit der der Kirchenfürst sein Leben beschloss und gleichzeitig seinen Dioezesanen en Vermaechtnis hinterliess, geben wir anschliessend im Wortlaut wieder.

Das Jahr 1960 geht zu Ende. Es wird ein denkwürdiges Jahr in der Geschichte unserer Stadt bleiben. Drei Ereignisse haben diesem Jahr ein besonderes Gepräge gegeben. Das zweite Ereignis war der Eucharistische Weltkongreß um die Mitte des Jahres. Das dritte Ereignis war die Furchtbare Flugzeugkatastrophe, die auf das Ende des Jahres die Schatten des Todes und die schwarze Trauer legte.

"Der Herr kommt." So stand auf den Plakaten zu lesen, die an den Anschlägen der Stadt den Beginn der Münchener Mission ankündigten. Es sollte ein Anruf sein in der Hast und Unrast des Alltags den Herrn der Tage nicht zu vergessen, den Herrn der Zeit und der Ewigkeit; an sein Kommen zu denken und ihm entgegenzugehen im Lichte seiner Wahrheit, auf dem Wege seines Willens, belebt, sicher geleitet von der mütterlichen Hand seiner Kirche.

Der Herr ist nahe, das haben wir mit einer ungeahnten Überzeugungskraft beim Eucharistischen Weltkongreß erfahren. In diesen Tagen haben wir die Nähe des Herrn geradezu gespürt. Seine persönliche Nähe im Geheimnis der heiligen Eucharistie und seine geheimnisvolle Gegenwart in der Wirklichkeit seiner Kirche. Ja, der Herr ist nahe. Er ist unter uns.

Und doch bleibt das Wort vom Kommen des Herrn wahr. Der Herr kommt in neuer Weise zu jedem Menschen, wenn seine Zeit zu Ende ist. Der Herr kommt am Ende aller Zeiten für die gesamte Menschheit als Richter und Vollender. Diesen Tag seines endgültigen Kommens vergleicht der Herr mit dem Blitz, der plötzlich aufflammt und von einem Ende des Himmels zum anderen leuchtet (Lk. 17: 24). Dieser Tag wird schrecklicher sein als der 17. Dezember, an dem 49 Menschen in Feuerflammen ihr irdisches Leben verloren. Das Unglück kam wie der Blitz vom Himmel. Wohl keiner hatte in diesem Augenblick an das Kommen des Herrn gedacht.

Auch der 17. Dezember hat dem Jahre 1960 ein Zeichen eingebrannt, das dieses Jahr uns und dem kommenden Geschlecht denkwürdig machen muß.

Wir stehen am Ende des Jahres 1960. Drei Ereignisse haben dieses Jahr denkwürdig gemacht. Wir dürfen also dieses Jahr nicht gedankenlos in der Vergangenheit untergehen lassen Nein, wir wollen uns heute am Silvesterabend noch einmal unsere Gedanken machen über die Münchener Mission, über den Eucharistischen Weltkongreß und über die Flugzeugkatastrophe des 17. Dezembers.

Das Ziel der Münchener Mission

Missionen sind keine Alltagserscheinungen. Seit dem Jahre 1926, also seit 34 Jahren ist in München für das ganze Stadtgebiet keine Mission mehr gewesen. Missionen sind auch heute noch außergewöhnliche,, von Gott geschenkte Gnadentage. Tage, in denen Gott das Licht seiner Wahrheit für die Augen des Glaubens heller leuchten und die Quellen seiner Gnade für das Leben der Seelen reicher fließen läßt. Aber auch während einer Mission kann das Ohr dem Wort der Offenbarung und das Auge dem Licht der ewigen Wahrheit sich verschließen. Auch während einer Mission wird niemand gezwungen, aus den Quellen des Erlösers zu schöpfen. Leider hat auch die Münchener Mission gezeigt, daß viele ihre Freiheit zum Guten weniger gebrauchen, als sie die Freiheit zum Bösen mißbrauchen. Es ist offenbar geworden, wie weit das Leben aus dem Glauben abgestorben ist und wie viele als Christen nur noch den Namen haben, daß sie leben, in Wahrheit aber tot sind (Offb. 3: 1).

Nicht wenige haben allerdings durch die Mission den Glauben wiedergefunden und sind zum Leben mit der Kirche wiedererwacht. Ich bin überzeugt, daß auch in diesen Fällen im Himmel mehr Freude war über einen Sünder, der Buße tat, als über 99 Gerechte, die glaubten der Buße nicht mehr zu bedürfen (Lk. 15: 7) und darum die Mission entbehren zu können. Auch solche Selbstgerechte waren da. Nicht wenige, die der Kirche nicht fern stehen wollen, die sich in ihrer Art der Kirche gegenüber sogar besonders verantwortlich dünken, haben die Mission nicht mitgemacht, haben sich über die Mission erhaben gefühlt. Ich möchte über den Einzelfall nicht urteilen. Ich kann aber nicht umhin, auf eine Fehlhaltung hinzuweisen, die, zu einem guten Teit auf Vor- und Fehlurteile gestützt, manche Kreise innerhalt der Kirche erfaßt hat und einer nicht zu übersehenden Gefährdung aussetzt. Sicher wäre solchen Christen das schlichte Eingehen und Sichvertiefen in die wirkliche Welt des Glaubens heilsamer, als das ständige Sichstoßen an Unzulänglichkeiten manchmal sehr peripherer Art, die bei allen Einrichtungen dieser Welt, auch bei der Kirche, soweit sie eine irdische Gestalt hat, vorhanden sind. Vielleicht ahnen diese geistig oft sehr wachen Christen

gar nicht, wie sehr sie durch ihre immer so negativ in die Erscheinung tretende Haltung zur Kirche das Licht, das sie läutern wollen, verdunkeln und das Gute, dem sie dienen wollen, lähmen oder schon im Keim ersticken.

Was die Welt von heute braucht, bei der oft unglaublichen Verwirrung der Geister und der erschreckenden Verwilderung der Sitten, ist sichere Klarheit und starke sittliche Festigkeit.

Wie weit die Verwirrung der Geister geht und wie sehr sie der fortschreitenden sittlichen Verwilderung — sei es in der brutalen Form der Gasse, sei es in der verfeinerten Form der Gesellschaft — Vorschub leistet, dafür einige Hinweise.

Wir feiern alljährlich Weihnachten und, wie im vorigen Jahr sogar ein Kritiker meinte, für den Weihnachtstisch Bücher angepriesen, die für Christus und die Christusbotschaft ein Schlag ins Gesicht sind. Sie gleichen den Schergen des Herodes, die das göttliche Kind suchten, um es zu töten, und viele unschuldige Kinder mordeten. Daß solche Bücher von Menschen geschrieben werden, ist für die gesittete Menschheit beschämend. Daß sie aber gedruckt, beschlagnahmt, wieder freigegeben, übersetzt, für den Weihnachtstisch empfohlen und gekauft werden, ist für alle Beteiligten noch viel beschämender. Und wenn man darüber keine Scham empfindet, dann ist das nur ein Zeichen dafür, wie weit die Schamlosigkeit schon geht.

In einem Film wurde eine brutale Vergewaltigungsszene gezeigt. Der Staatsanwalt hat diesen Teil des Films beschlagnahmt. Drei Richter haben die Beschlagnahmung wieder aufgehoben und die Szene, die eine Münchener Zeitung das Widerlichste nennt, was einem jemals auf der Leinwand begegnet ist, zur Vorführung freigegeben. In der Begründung der Freigabe heißt es unter anderem: Die Ausführlichkeit der Vergewaltigungszene solle offensichtlich das Gegengewicht darstellen zu der späteren Tötung der Verbrecher durch den Vater des geschändeten Mädchens und diese Tötung dem Beschauer billigenswert machen.

Man muß sich fragen: Wie können Richter, die die Vergewaltigung eines Menschen genauso wie die eigenmächtige Tötung eines Menschen von Rechts wegen verurteilen müssen im Film die Vorführung eines Verbrechens freigeben, weil offensichtlich dadurch dem Beschauer eine andere Gewalttat billigenswert gemacht werden soll?

Zur gleichen Zeit mußten sich in Freiburg Richter — nicht im Film sondern in Wirklichkeit — mit einem Sittlichkeitsverbrecher und Mörder befassen und haben ihn verurteilt. In Bremen hat dann nach einer dpa-Meldung ein Kaufmann ein Sittlichkeitsverbrechen in seiner Wohnung wieder gefilmt. An das Verbrechen und den Mord Jugendlicher in Müncher anfangs Dezember erinnere ich.

Werden uns durch solche Tatsachen die Augen nicht aufgerissen, daß wir endlich sehen, wohin diese Wege führen? Wer aber trägt die Verantwortung? Sicher die Erwachsenen mehr als die Jugend.

Geradezu beschwörend hat der Heilige Vater in seiner Weihnachtsansprache seine priesterlichen Hände zu den Höchstverantwortlichen in den Regierungen und in den Verwaltungen der Staaten, der Bezirke und der Städte, zu den Eltern und Lehrern und ganz besonders zu den Verantwortlichen, die durch Presse, Rundfunk, Fernsehen und Film die öffentliche Meinung bilden oder verbilden, zu den Schriftstellern, Künstlern, Prozudenten, Regisseuren und Bühnenbildern erhoben und ihnen gesagt: Habt einen heiligen Schrecken davor, jene Saat auszustreuen, die die Liebe entweiht, die Familien auflöst, die Religion verspottet und die Fundamente der sozialen Ordnung erschüttert, die sich auf die Beherrschung der egoistischen Triebe stützt und auf die einträchtige, das Recht eines jeden wahrende Brüderlichkeit. Arbeitet vielmehr mit, um die Luft, die wir atmen, immer reiner und weniger verderbt zu machen, deren erste Opfer sonst die Unschuldigen und Schwachen sind.

Auch die Münchener Mission hat sich dieses hohe Ziel gesetzt. Erreicht ist es noch nicht. So bleibt es also unsere Aufgabe auch im kommenden Jahr. Man hat gemeint, die Münchener wollten kein neues München, sie wollten beim alten München bleiben. Ja, aber sicher beim guten alten München und dann, meine lieben Münchener, dürfte auch manches wieder erneuerungsbedürftig sein.

Die Botschaft des Eucharistischen Weltkongresses

Etwas von dem, was wir als neues München bezeichnen, haben wir in den Tagen des Eucharistischen Weltkongresses erlebt. In diesen Tagen des Kongresses hat unsere Stadt einen wirklichen Wandel erlebt. Nicht nur, daß viele Gäste gekommen waren, nicht nur daß große und erhebende Feiern gehalten wurden, nein, die ganze Atmosphäre in der Stadt war eine andere

Gebet um Erhaltung der Feldfrüchte

Allmächtiger, gütiger Gott! Mit kindlichem Vertrauen rufen wir zu Dir, der Du alles sichtbare und Unsichtbare durch Deine Allmacht erschaffen hast, durch Deine Liebe erhälst und durch Deine Weisheit regierst.

Gib uns unser tägliches Brot! Entferne die schädlichen Einflüsse der Elemente, welche das Wachstum und Gedeihen der Feldfrüchte bedrohen. Laß Dein mildes Antlitz, o Geber aller Gaben, über uns leuchten; denn Du bist ja Gott und Vater aller. Sei eingedenk Deiner trostvollen Verheißungen, und verwandle unsere bangen Sorgen in den fröhlichen Dank über den nie versiegenden Quell Deiner Barmherzigkeit. Dir sei Preis, Ehre und Dank in Ewigkeit. Amen.

Das ganze christliche Dasein ist auf den Glauben gestellt als auf die Urkraft, aus der es geschieht und geschehen muß. Das Leben muß geformter Glaube werden, und der eine Grundakt des Glaubens ist Voraussetzung dafür, daß das das Leben im christlichen Sinn vollzogen und gestaltet werden kann. Der Mensch besitzt im Glauben sein ganzes Dasein, alle Geschenisse der Welt und des Lebens neu, und in dem Augenblick, in dem er das Bewußtsein davon praktisch nicht mehr lebendig in sich trägt, wird das Leben ein Chaos, ein Rätsel; denn es ist immer der Glaubende vorausgesetzt, um das Leben christlich zu sehen und zu leben. An die Stelle des Glaubens ist bei den Christen von heute vielfach das bloße Bewußtsein getreten, wie es sein sollte, und ein Bedauern, daß es nicht so ist. Aber es wird mehr gewagt, aus dem Glauben zu leben, sich an den neuen Ort zu begeben, von dem aus das Leben, so wie es sich ereignet, getragen werden kann. Der Glaube ist nicht nur eine Tat neben anderen, sondern der Grundvollzug unseres Daseins in Christus, nicht nur eine Pflicht neben anderen, sondern der Ansatzpunkt, von dem aus die anderen Pflichten erst wirklich möglich und sinnvoll werden. Dieser Grundakt des Glaubens, diese Grundhaltung muß im ganzen Leben des Christen ständig wirksam bleiben, der Christ als Person muß bewußt in ihm stehen.

George Feuerer

---

geworden, war reiner, war froher, war zufriedener. Das haben wir alle gespürt. Das haben alle, die nach München gekommenen waren, so wohltuend empfunden. Und doch haben alle in diesen Tagen Opfer bringen und die meisten auf viele Annehmlichkeiten verzichten müssen. Man war geduldig miteinander, man war höflich zueinander. Man nahm Unzulänglichkeiten ruhig hin, ohne zu schimpfen. Man kam sich in Liebe zuvor. Einer trug des anderen Last (Gal. 6: 2). Der Glaube ist in der Liebe wirksam geworden (Gal. 5: 6). Ich brauche Einzelheiten nicht aufzuzählen, Ihr habt sie selbst vielfältig erlebt. Gewiß, es waren nur acht Tage. Aber sollte es unmöglich sein, sich auch längere Zeit um eine solche Haltung zu bemühen und sich in einer solchen Haltung zu begegnen? Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebet (Jo. 15: 12). Und wo Liebe ist und Güte, das ist Gott.

Wir haben schon öfter von der Altargemeinschaft gesprochen, die unter Christen zu einer Lebensgemeinschaft führen soll. Das Erlebnis des Eucharistischen Weltkongresses gibt uns zu denken. Nicht zu leicht dürfen wir ein solches Ziel als unmöglich bezeichnen. Auch wenn es schwer fällt, wollen wir uns darum bemühen. Zunächst gilt es, diese Aufgabe in der Familie zu lösen. Dann werden wir sie vielleicht auch in der Nachbarschaft und in der Verwandtschaft in Angriff nehmen können. Auch im Rahmen der Pfarrei, der Pfarrfamilie, wäre es schön und erstrebenswert, wenn diejenigen, die sich am Tische des Herrn gemeinsam treffen, auch außerhalb der Kirche sich mitunter zum gemeinsamen Tisch zusammenfänden. Die Agapen haben ein Beispiel gegeben. Das Reichen der Hände am Sonntag beim Friedensgruß der heiligen Messe könnte eine wirksame Mahnung werden, zu gegenseitigen Handreichungen während der Woche sich bereit zu finden und nicht im Streit, sondern im Frieden miteinander zu leben. Christliche Altargemeinschaft — Christliche Lebensgemeinschaft — Ein neues München — Eine bessere Welt!

Die Ziele sind zu hoch, als daß man sie von heute auf morgen erreichen könnte. Sie sind aber so wertvoll und so groß, daß man sich um sie auch auf eine lange Zukunft hin bemühen muß. Bemühen sage ich, selbst wenn wir sie auf dieser Erde nie ganz erreichen werden. Wir wissen, daß nur ein Leben aus dem Glauben und ein Leben in der Liebe Gottes Aussicht bieten, in diesem Bemühen nicht zu versagen. Darum kommt und eßt das Brot, das er uns reicht und das sein Fleisch ist für das Leben der Welt.

Mit großer Sorge muß es uns auch in dieser Sicht erfüllen, wenn die Schule, in der das Leben aus dem Glauben und das Leben aus dem Glauben und das Leben in der Liebe Gottes in der Gesamterziehung der Kinder nach dem Willen der Eltern gepflegt und gefestigt werden soll, das heißt, die Bekenntnisschule, immer wieder offenen und versteckten Angriffen ausgesetzt ist. In Bayern will die überwältigende Mehrheit der katholischen Eltern für ihre Kinder die Bekenntnisschule. Die Bekenntnisschule aber verlangt, wenn sie in ihrem Wesenskern nicht zerstört werden soll, den bekenntnismäßig gebildeten Lehrer und Erzieher. Es muß niemand an einer Bekenntnisschule Lehrer werden. Wer aber an einer Bekenntnisschule wirken will, muß den dazu erforderlichen Bildungsgang durchmachen. Das bayerische Lehrerbildungsgesetz, das dieser Tatsache Rechnung trägt, ist erst vor zweieinhalb Jahren im Landtag einstimmig bei nur zwei Stimmenenthaltungen von den Abgeordneten aller Parteien verabschiedet worden. Das Gesetz sieht auch die Möglichkeit der Einrichtung einer simultanen pädagogischen Hochschule vor, falls eine genügende Zahl von Lehrerstudenten sich meldet, die dann allerdings auch nur an einer Gemeinschaftsschule, so weit Bedarf ist, verwendet werden können. Daß bei der relativ kleinen Zahl der Gemeinschaftsschulen gegenüber der weitaus überwiegenden Zahl der Bekenntnisschulen in Bayern dafür die größte pädagogische Hochschule nicht in Frage kommen kann, dürfte einleuchtend sein.

Man glaubte mit dem Gesetz eine befriedigende Lösung der Lehrerbildung gefunden zu haben und begrüßte sie. Was hat man nun mit der geplanten Geheimbefragung der Lehrerstudenten unter anderem auch über

simultane oder bekenntnismäßige Lehrerbildung bewecken wollen? Will man den Kampf schon wieder beginnen, statt die hochschulmäßige Lehrerbildung sich in Frieden entwickeln zu lassen? Es war gut, daß hier ein Ordnungsruf ergangen ist. Wir wollen hoffen, daß alle Einsichtigen dem Frieden und der Ordnung das Wort reden.

Flugzeugkatastrophe am 17. Dezember

Wir können diese Silvesterbetrachtung nicht schließen ohne nochmals unsere Gedanken zu der Katastrophe des 17. Dezembers zu lenken. Wir haben der Toten in Ehrfurcht gedacht. Wir haben ihre Seelen in der Gedächtnisfeier des Todes Christi dem barmherzigen Gott empfohlen. Die Hinterbliebenen haben wir unserer Teilnahme, unseres Trostes und unserer Hilfe versichert. Den Verletzten wünschen wir Linderung ihrer Schmerzen und baldige, gute Heilung ihrer schweren Wunden. — Wir danken dem Heiligen Vater für seine väterliche Teilnahme. Wir danken dem Legaten des Heiligen Vaters beim Eucharistischen Weltkongreß, Kardinal Testa, für sein mitfühlendes Wort. Uns selbst soll das Ereignis des 17. Dezembers eine ernste Mahnung sein, die uns sagt: Es ist immer besser mit Gott auf vertrautem Fuß zu stehen als sich nur auf den Menschengeist zu verlassen und auf die Werke von Menschenhand sein ganzes Vertrauen zu setzen. Das gilt auch von den großen technischen Errungenschsaften und von einem, wie manche meinen, unbegrenzten Fortschrittsglauben. Auch die Technik und der Fortschritt haben ihre Grenzen, die der Herr ihnen gesetzt. Unbegrenzt, unendlich ist nur Er. Dienet dem höchsten Herrn. Diese Wahrheit hat uns die Mission gepredigt. In dieser Wahrheit hat uns der 17. Dezember bestärkt. Laßt uns erkennen, was uns zum Heile ist.

Eine zweite Mahnung: Seid wachsam; denn ihr wißt nicht den Tag, an dem der Herr kommt (Mt. 24:42). Haltet euch bereit; denn der Menschensohn kommt zu einer Stunde, da ihr es nicht vermutet (Mt. 24: 44). Selig die Knechte, die der kommende Herr wachend findet (Lk. 12: 37).

Eine dritte Mahnung: Übet die Liebe und hütet den Frieden! Wartet nicht bis zum Grab, um dann den ewigen Frieden zu wünschen! Christus hat uns das Gebot der Liebe gegeben (Jo. 13: 34). Christus hat uns das Beispiel der Liebe gegeben (Jo. 13: 1–15). Haltet sein Gebot! Folgt seinem Beispiel! Laßt euch an der echten gegenseitigen Liebe als seine Jünger erkennen!

Und noch eine letzte Mahnung des 17. Dezembers: Es ist höchste Zeit, daß alle Gutgesinnten sich erheben, um alle gebotenen Mittel anzuwenden, damit die Banden frommer Scheu und heiliger Ehrfurcht sich nicht noch weiter lösen und die Herzenshärte, ja die Herzensroheit noch weiter um sich greife. Die Ehrfurcht vor dem Tod und den Toten, aber auch die Ehrfurcht vor dem Leben und den Lebenden müssen der Neugier und Sensationslust wieder die Grenzen klar und eindeutig setzen. Mehr will ich zu diesem Punkt in dieser Stunde nicht sagen.

Laßt uns dem Herrn danken für das Jahr 1960 und all die großen Gnaden, die er uns in diesem Jahr geschenkt hat.

Ein herzliches Vergelt's Gott möchte ich auch in dieser Stunde noch einmal allen sagen, die uns beim Eucharistischen Weltkongreß so viel Unterstützung und Hilfe gegeben haben: den Regierungen von Bund und Land, der Landeshauptstadt und ihren Behörden, den unzähligen Helfern und dann allen Münchenern.

Jetzt laßt uns den Herrn bitten um seinen Segen für das neue Jahr. In Gottes Namen soll das Jahr beginnen. Procedamus in pace in nomine Christi — Laßt uns im Frieden voranschreiten in diesem Jahre im Namen Christi. Amen.

Der Friede in Gott

Franz von Sales

Der Herr wird in der Heiligen Schrift Friedensfürst genannt, und wo er herrscht, da ist der Friede. Doch bevor er den Frieden in eine Seele senkt, läßt er sie kämpfen und ringen in heißem Streit mit dem Fleische. Doch selbst dieser geistige Kampf ist nicht ohne Frieden, wenn nur der eigene Wille in Gottes Willen ruht. Der Herr selbst ist unser heiliges Vorbild. War wohl je ein Herz wie seines von inneren und äußeren Bitternissen bestürmt? Und doch fand er den Weg zum Opfer und zum heiligen Willen seines Vaters: Nicht mein Wille geschehe! Er fand der Seele mitten im Kampfe und die Ruhe des Herzens mitten der Stürme, so war er Friedensfürst.

Daraus lerne drei Wahrheiten. Die erste: Oft glaubst du, daß du den Frieden verloren hast, weil Bitternis dein Herz verwirrt. Und doch hast du ihn nicht verloren, wenn du in der Bitterkeit deines Herzens dich selbst nicht verlierst und deinen Gott. — Die zweite: Wenn Gott den letzten Rest des alten Men**schen von dir reißt, dann tut es dir tief im Herzen bitter weh, und doch darfst du dabei nicht schwach werden und glauben, Gott habe sich vor dir verhüllt. – Die Dritte: Alles, was dich beunruhigt und deine Seele verwirrt, kommt nicht von Gott, denn er ist der Fürst des Friedens. Es sind Versuchungen deines Feindes, der auch der Feind deines Friedens ist.**

Bleibe im Frieden bei allem, was dir Gott schickt. Wenn dein Herz im Leid aufstöhnt oder wenn Sorgen dich bestürmen — Bleibe im Frieden. Wenn dir eine große Freude widerfährt, daß deine Seele vor Jubel erzittern möchte — bleibe im Frieden. Wenn du das Übel fliehen mußt, dann tue es ohne Verwirrung des Geistes — bleibe im Frieden, denn in deiner Verwirrung könntest du fallen und dem Feinde Gelegenheit geben, dich zu töten.

Sein schwerster Fall

Von Helmut Runge

Es war schön bis tief in den Herbst hinein.

Jeden Morgen vor Sonnenaufgang, im ungewissen Licht des vergehenden Mondes, trafen sich die beiden alten Herren vor dem Gasthaus "Zum Löwen". Sie waren ein ungleiches Paar: Der Gerichtsrat im Ruhestand F., klein und behäbig, mit weißem Spitzbart im roten Gesicht und vergnügten Fältchen in den Augenwinkeln, sein Partner, der Rechtsanwalt K., dagegen hager, mit lederner Haut und einem breiten bartlosen Mund. In der Hand trugen sie ihr Angelgerät und einen Fischbehälter, während ein Proviantsack auf ihrem Rücken hing.

"Kühl heute", stellte der Rechtsanwalt jedesmal fest, und auch der Gerichtsrat sagte immer das gleiche: "Aber um zehn kommt die Sonne." Und jeder dachte für sich: Der ist doch schon alt geworden, ja, ja! Dann tappelten sie, wobei der lange Rechtsanwalt führte, zwischen Wiese und Buschwald zum Bach.

Freilich war der Sport nur Mittel zum Zweck. Bald sah man, an eine Weide gelehnt, ein blitzweißes Tuch ausbreiten und Teller mit kaltem Huhn, helles Brot, Butter und Wurst und Weingläser darauf stellen, so daß Zweck und Ziel ihres Tuns, ein üppiges Frühstück im Freien, zu dem sie sich erst den Hunger verschaffen mußten, ganz offenbar wurde.

Sie aßen und tranken bedachtsam, wozu der Gerichtsrat den Wein und der Rechtsanwalt Wurst und Käse spendierte, und begannenplaudernd, von diesem und jenem aus ihren fünfzigjährigen Erfahrungen zu sprechen. Manchen "Fall" hatten sie gemeinsam erlebt, zuweilen als Gegner, wenn der eine richten, der andere verteidigen mußte.

"Welches war eigentlich Ihr schwerster Fall?" fragte einmal der Rechtsanwalt. Der Gerichtsrat zog die Schultern hoch und machte ein ernstes Gesicht: "Ach, das kann ich nicht so sagen. Es gab jedes Jahr ein paar schwierige Sachen." Er dachte nach. "Es kommt ganz darauf an, was man als schweren Fall bezeichnen will." "Nun, ich meine nicht ein Kapitalverbrechen", bemerkte der Rechtsanwalt. "Ich meine 'schwer' bezüglich Ihrer Urteilsfindung." "Also nicht 'schwer', sondern 'schwierig' ", korrigierte der Richter und neigte den Kopf.

Der Anwalt brach ein Schenkelchen ab und knabberte eine Weile, dann blickte er auf den Gerichtsrat. "Ja, dann also schwierig, wenn Ihnen das Wort besser gefällt. Mit komplizierter Selbstbefragung, sozusagen." "Sie wollen es ganz genau wissen", lächelte der andere. "Eine Art Beichte, wie?" Er drehte sein Glas in der Hand, nippte daran und stellte es hin. "Gut, ich kann Ihnen dienen. Freilich, — es liegt lange Zeit zurück, etwa vierzig Jahre. Ich war damals eben ernannt, als man mir den Fall eines jungen Schreinergesellen zuschob, der im Jähzorn seinen Meister geschlagen hatte. Ich machte mich über die Akten. Der Meister, ein notorischer Trinker, war in die Werkstatt getorkelt und hatte den Gesellen des Diebstahls bezichtigt. Er hätte einen Hobel entwendet. Worauf der Geselle, der als ehrlicher, treuer Arbeiter bekannt war, dem Meister die Faust ins Gesicht schlug, so daß dieser längelang hinfiel. Er zeigte ihn an. Nun, an sich ein einfacher, klarer Fall."

"Ja, und was war für Sie daran schwierig?"

"Ich wollte, als ich in die Akten Einsicht genommen hatte, die Sache meinem Kollegen übergeben. Denn ich selbst saß auf der Anklagebank. Dann aber, nachdem ich eine Nacht ohne Schlaf verbracht hatte, entschloß ich mich doch dazu, den Vorsitz zu führen."

"Wieso saßen Sie denn selbst auf der Anklagebank?" fragte der Rechtsanwalt.

"Das wollte ich Ihnen eben erzählen", fuhr der Gerichtsrat etwas ungeduldig fort. "Als junger Mensch hatte ich einmal in den Ferien eine Wanderung im Schwarzwald gemacht und war, da ich das nächste Dorf vor Einbruch der Dunkelheit nicht mehr erreichen konnte, zur Nacht in eine Feldscheune gekrochen. Ich schlief prächtig im Heu. Frühmorgens aber wurde ich unsanft geweckt. Ein Mann stand vor mir und zog mich an den Beinen, indem er rief, ich hätte ihm wohl seine Sense gestohlen. Nun muß ich bemerken, daß ich in meiner Jugend zum Jähzorn neigte, besonders, wenn man mir Unrecht tat. Ich sprang also auf und stieß in meiner Wut den Besitzer der Scheune so hart vor die Brust, daß er rücklings über die Bordschwelle stolperte, mit dem Hinterkopf gegen eine Stein schlug und besinnungslos liegen blieb. Als ich sah, was ich angestellt hatte, versuchte ich, den Mann wieder aufzurichten. Mein Zorn war der Angst

---

O Gott, Du erhellest diese hochheilige Nacht durch die glorreiche Auferstehung unseres Herrn; erhalte in den neugeborenen Gliedern Deiner Kirche den Geist Deiner Kindschaft, den Du ihnen verliehen, auf dass sie neu geworden an Seele und Leib, einen makellosen Dienst Dir entbieten. Durch Christus unsern Herrn.

gewichen. Ich kühlte seine Stirn mit einem feuchten Tuch, und es gelang mir nach langen, bangen Minuten, ihn zum Leben zurückzurufen. Er war ein kleiner, älterer Mann, und es tat mir unsäglich leid, daß ich ihn geschlagen hatte. Das sagte ich ihm auch, nannte meinen Namen und forderte ihn auf, mich der Polizei zu melden. Die Sense aber hätte ich nicht gestohlen. Sie fand sich auch später im Heu."

"Siso', meinte der Rechtsanwalt. "Und Sie wurden verdonnert?"

"Moment bitte!" Der Gerichtsrat winkte ab. "Es kam anders. Der Bauer sah mich lange an. Er hatte helle, prüfende Augen, und sein Blick fuhr mir durch Mark und Bein. 'Wenn ich dich melde, geht es dir schlecht', sagte er endlich langsam, mit tiefer Stimme. 'Du kommst ins Gefängnis. Im Gefängnis aber ist der Mensch zu nichts nütze. Kannst du arbeiten?' Ich nickte und sagte, ich sei zu jeder Arbeit bereit. 'Gut', meinter er. 'Dann komm mit! Ich habe zehn Ster Holz auf dem Hof. Das kannst du spalten. Ich gebe dir Essen und Obdach.' Ich atmete auf. Wenn er mich angezeigt hätte, wäre mein Leben verpfuscht gewesen und ich hätte nie Richter werden können. Ich schlug das Holz in acht Tagen kurz und klein. Noch heute sehe ich die hellen gütigen Augen des Alten vor mir."

"Hm, und haben Sie den Schreinergesellen verurteilt?"

"Ja, ich mußte es tun. Mit der geringsten Strafe, die gerade möglich war. Ich ließ ihn dann zu mir kommen und sprach mit ihm. Er bereute die Tat. Ich habe ihm darauf Geld für Strafe und Gerichtskosten gegeben und zu einer neuen Stelle verholfen. Er hat übrigens heute nicht weit von hier eine eigene Werkstatt."

"Na", bemerkte der Anwalt und fuhr sich mit dem Handrükken über den Mund. "Er konnte wahrhaft von Glück sagen, daß er einen so milden Richter fand."

"Oder einen Menschen, der selbst einmal durch die Güte eines anderen von seinem Jähzorn kuriert wurde", meinte der Sprecher leise und griff nach dem Glas. "Ist es nicht manchmal gut, wenn auch einem Richter nichts Menschliches fremd ist? Prost, Herr Kollege!" –

Ein Kind sass am Fenster

Von Helmut Paetz

Mit fast trotzig gesenktem Kopf, ohne nach links oder nach rechts zu blicken, eilte er täglich durch die verlassene, schmale Straße, frühmorgens einmal und dann wieder abends, wenn er zurückkehrte.

Er arbeitete in einem Büro mitten in der Stadt. Man konnte nicht sagen, daß er unfreundlich war, aber still war er und zuverlässig. Dennoch war etwas um ihn wie ein unsichtbarer Wall, den nichts zu durchdringen vermochte. Er saß inmitten seiner Kollegen und schien doch weit entfernt, ein grauer Schatten unter lebenden Menschen. Alle wußten von seinem Schicksal. Woher? Er hatte kaum zu jemandem davon gesprochen, aber sie wußten von der Flucht aus der Heimat und dem Verlust von Frau und Kindern. Dennoch, das anfängliche Mitleid war einer dumpfen Gleichgültigkeit gewichen, war in die Mahlsteine des Alltags geraten.

Tag reihte sich an Tag wie stumpfe, blind gewordene Perlen. Ein Frühling nach dem anderen folgte langen, dunklen Wintern, doch in seinem Herzen schien sich nichts mehr zu rühren. Jeden Morgen um dieselbe Zeit betrat er das Büro, und ebenso pünktlich verließ er es abends wieder. Sein Zuhause, ein möbliertes Zimmer, bot ihm Bleibe für seine einsamen Nächte — sonst nichts.

Was also mochte ihn veranlassen, eines Tages dennoch aufzublicken in dieser kleinen, stillen Straße? War es ein herabfallendes welkes Blatt oder ein unerwarteter Vogellaut? Etwes Unerklärliches berührte ihn wie ein Ruf, der nur ihm galt. — Und dann sah er es, das Kind am Fenster. Ganz still hockte es da und blickte ihn an aus großen, dunklen Augen. Seine Hand hib sich unwillkürlich wie zu einem Gruß, doch schnell, unwillig fast, senkte er den Kopf und schritt weiter. Am nächsten Tag ging er schnell ohne den Kopf zu heben, an dem Haus vorüber.

Aber die Verlassenheit, die aus den Augen des Kindes sprach, ließ ihn nicht mehr los. Eine seltsame Unruhe war in sein Leben getreten, eine ganz leise und dennoch beängstigende Unruhe, die er vergeblich mit den stumpf gewordenen Gewohnheiten seines Lebens zu verbergen suchte.

Und jeden Tag um dieselbe Zeit saß das Kind am Fenster. Es wartete. Ja, das war es, auf einmal war er sicher. Es gab jemanden, der auf ihn wartete. Das ernste, kleine Kindergesicht leuchtete auf, wenn es die graue Gestalt um die Ecke kommen sah. Und ein winziges Lächeln in dem Gesicht des Mannes verstärkte sich, wurde immer deutlicher und stärker, bis schließlich ein wundersames Strahlen das ganze Gesicht erhellte.

Ganz langsam vollzog sich dann das Wunder der Heimkehr eines Menschen aus dem Schattendasein seiner Erinnerungen. Zum erstenmal sah er sich mit den Augen eines Lebenden in seinem Zimmer um, sah er die Bilder der Vergangenheit ohne jene jahrelange Qual und ohnmächtige Trauer. Und die Wunden begannen sich zu schließen.

Ich sehe ihn jetzt oft auf der Straße, den Mann, wie er das gelähmte Kind in dem Rollstuhl behutsam vor sich herschiebt(–

Nie sind wir ganz allein,
auch nicht im tiefsten Leide,
Gott, der ins Dunkel führt,
weiß schon die nächste Weide.

Hungernde Priester

Eine strahlende Sonne stand am stahlblauen Himmel Italiens, als ich vor bald zehn Jahren in Padua, ganz in der Nähe vom Heiligtum des "Santo", des heiligen Antonius durch ein dunkles Tor schritt und bald im Arbeitszimmer eines Monsignore stand und ihm sagte: "Sie können nicht erraten, warum ich zu Ihnen komme. Ich habe dieser Tage an meinem Ferienort vernommen, daß der dortige Pfarrer dreimal im Jahr von Haus zu Haus bettelt. Er bettelt nicht für andere, sondern für sich selber. Das habe ich in der Nacht nicht überwinden können, und ich bin nun hergekommen, um Sie zu fragen: Wie steht es eigentlich um die sozialen Lebensbedingungen der italienischen Geistlichen? Können Sie mir da Auskunft geben?"

Der italienische Monsignore schaute mich zuerst etwas eigenartig an, dann aber begann er zu reden:

"Ihr Ausländer wißt nicht, daß die kirchenfeindliche Regierung Italiens im Jahre 1870 nicht nur dem Papst den Kirchenstaat wegriß, sondern sich überall auch der kirchlichen Pfarrpfründe bemächtigte, so daß heute sich fast nirgends mehr solche Pfründen befinden. Damals hat jene Regierung sich angeboten und verpflichtet, dafür die Geistlichen zu besolden. Sie hat es seither getan, aber Italien ist besonders durch die beiden Weltkriege immer ärmer geworden, und heute kann die Regierung den Pfarrern nur noch ein äußerst bescheidenes Gehalt bezahlen. Es beträgt im Monat umgerechnet ungefähr 200 DM (28 000 Lire)."

Wie sollen die Pfarrer mit einem solchen Gehalte leben, wenn man weiß, daß in Italien die Preise ungefähr die gleichen sind wie bei uns, im Gegenteil, einige wichtige Lebensmittel wie Brot, Reis, Milch sind sogar teurer? "Wir geben zu, daß Pfarrer in großen Städten sich über Wasser halten können, aber vergessen Sie nicht die vielen hundert und aberhundert kleinen Pfarreien in den unwirtlichen Gegenden des Appennins, der Abruzzen, Kalabriens, Siziliens, Sardiniens usw., wo das Volk oft kaum selber zu essen hat und dem Pfarrer nicht helfen kann, nicht einmal damit, daß es ihm Meß-Stipendien bezahlt. Dann dürfen Sie auch nicht vergessen, daß die Pfarrer aus ihrem Monatsgehalt das Pfarrhaus unterhalten und die Paramente und Kerzen der Kirche bezahlen müssen, ganz abgesehen von einem kleinen Gehalt, das sie doch der Haushälterin schulden. Wieviel bleibt da noch für den Pfarrer und seine eigenen Bedürfnisse übrig? Wundern Sie sich da, wenn es viele Pfarrer gibt, die sich nicht einmal eine Zeitung, geschweige denn eine theologische Zeitschrift halten können?

Viel schlimmer aber steht es noch mit allen Hilfsgeistlichen, mit den Kaplänen, Vikaren usw. Denn sie erhalten keinerlei Besoldung, weil der Staat in jeder Pfarrei nur einen einzigen Geistlichen, also den Pfarrer besoldet. Alle diese Hilfsgeistlichen leben nur von Almosen, von einigen Meß-stipendien, Stolgebühren und führen meistens ein äußerst ärmliches Leben. Dann gibt es aber auch für die Priester Italiens keine soziale Fürsorge, kaum da und dort eine schwache Krankenkasse, keine Altershilfe. In alten und kranken Tagen tritt die Not in höchster Form an die Priester heran. So stets, Herr Pfarrer aus dem Ausland."

Als ich das Haus verlassen hatte, fühlte ich mich innerlich bedrückt von dem, was ich vernommen. Später bin ich noch mehrere Male durch Italien gereist und habe manche Priester getroffen, bin in ihre armseligen Häuser getreten, habe mit ihnen gesprochen und ihre Erzählungen angehört. Da fand ich solche,

Herr Hecht beklagt sich

Hecht war Beamter bei Knorr & Hill, aber nicht nur in seinem Betriebe wußte man davon zu erzählen, daß er alles verkehrt machte.

Am Samstagabend fehlte er jedoch nicht in der "Krone", wo sich alle Bürger von Hintermisch bei einem erfreulichen Labetrunk einzufinden pflegten.

So hieß es: "Guten Abend, Herr Müller! Wie gehen die Geschäfte?"

"Danke der Nachfrage, Herr Bäcker!"

Müller war aber der Fleischer und Bäcker der Müller. Weiterhin hieß der Schneider Schuster, Schneider hieß hingegen der Bürstenbinder, der Färber hieß Gerber, und der Gerber als getreues Gegenstück Färber. Es war in Hintermisch wirklich nicht leicht, sich zurechtzufinden! Hecht fand es daher angezeigt, dieses Kapital anzuschneiden und sich geradezu zu beklagen.

"Man könnte wirklich beinahe irre werden, Herr Förster!" sagte er zu dem Steuereinnehmer, der ihm am nächsten saß. "Sie zum Beispiel heißen Förster und sind Steuereinnehmer, während der richtige Förster Steuermann heißt! Aber in Hintermisch ist wirklich alles verkehrt!"

Förster stimmte zu und wischte sich bedächtig den Bierschaum vom Munde. "Ja, ja, alles verkehrt, auch bei Ihnen, lieber Freund!"

"Bei mir?" fragte Hecht etwas erstaunt, "wieso denn bei mir?"

"Nun, nun, da ist weiter nichts zu verwundern. Der eine heißt Bäcker und ist ein Müller, der andere heißt Müller und ist ein Fleischer, der dritte Schneider und ist ein Bürstenbinder und Sie heißen Hecht und sind ein — Rindvieh!"

die keine Haushälterin hatten, weil sie sie einfach nicht bezahlen konnten. Ich fand solche, die ihre Talare schon jahrzehntelang trugen und darin auch entsprechend arm aussahen. Ich fand solche, die im Jahr vielleicht drei, vielleicht sieben Meß-Almosen erhielten. Ich fand solche, die im Herbst mit der Sichel das Schilf in einem Moor schnitten, um es als Besenreiser zu verkaufen. Ich fand einen Pfarrer dessen Schwester als Köchin in ihren freien Stunden bei Pfarrkindern arbeitet, um sich etwas Geld zu verdienen zur Anschaffung ihrer nötigen Kleider, weil der Pfarrer selber ihr kein Geld geben kann. Ich fand überall viel, viel Elend und Armseligkeit in Pfarrhäusern.

Briefe aus Italien

Immer mehr wird uns vom Elend bekannt, in dem viele italienische Priester leben. Besonders geben uns unzählig viele Briefe Aufschluß. Lesen Sie daraus den einen oder andern. So zum Beispiel:

"Ich habe keine Schuhe mehr. Nicht nur Sohlen, auch die Oberleder sind zerrissen. Ich vermag nicht mehr neue Schuhe zu kaufen."

"Ich bin ein armer, alter Priester. Arbeiten kann ich nicht mehr. Ich besitze keine Pension, gar keine Einkünfte. Dazu lebt noch meine Schwester bei mir. Wir hungern beide."

"Mein Hungergehalt erlaubt es mir nicht, irgendwelche geistige Kost zu kaufen. Nie kann ich mir ein Buch anschaffen, nie eine Zeitung. Können Sie mir niche etwas zum Lesen schicken?"

"Einige meiner Priester sind blind", schreibt uns ein Bischof, "und haben nicht das geringste Einkommen."

"Um meine Schulden zu bezahlen, die ich wegen meines Bettelgehaltes machen mußte, schränke ich mein Leben ein und esse täglich nur einmal eine Suppe und ein Stück Brot."

"Ich bin 85 Jahre alt und lebe nur von meinen Stipendien. Nach Abzug der Wohnungsmiete verbleiben mir monatlich noch 7000 Lire (50 DM). Sollte ich krank werden, so stürbe ich wohl Hungers, wie das verschiedenen Mitbrüdern zugestoßen ist."

"Ich habe mir eine schwere Bronchitis zugezogen. Mein Arzt verlangt, daß ich mich in einem warmen Raume aufhalte. So sollte ich mir einen Ofen und Holz kaufen, aber ich vermag es einfach nicht."

Ein Bischof schreibt:

"Ich habe alte Priester, die nicht das geringste Einkommen haben. Können Sie uns helfen?"

Ein Erzbischof berichtet uns:

"Einer meiner Priester liegt schon drei Jahre krank im Spital. Um die Kosten zu bezahlen, hat er alles verkauft, was er besaß. Aber es reicht trotzdem nicht, und er hat gar kein Einkommen."

Ein anderer Bischof erklärt uns:

"Die meisten meiner Priester essen täglich nur etwas Gemüse und Brot."

Mit Spitzbart und Spazierstock

Von Walter Pause

Wir waren zu Hause sechs Kinder und fuhren, kaum daß wir nacheinander vierzehn Jahre alt geworden waren, sonntags in die nahen Berge. Unsere Eltern gewöhnten sich nicht leicht daran und machten sich wohl manche Sorge, bis wir am späten Sonntagabend wieder alle vollzählig beisammen waren. Denn daß es von München aus stets zum Klettern ging und winters auf Skitour, versteht sich.

Mein Vater nun, der einen Spitzbart trug und nie ins Gebirge kam, sagte jeden Sonntagabend, wenn wir vor Stolz glühend von unseren Bergfahrten berichteten, immer ein und denselben Satz: "Was ihr könnt, kann ich auch!" Immer ärgerten wir uns dann und lachten ihn aus, der doch ein Sachse war und keine Ahnung davon besaß, was seine bayrischen Söhne oft hinter sich hatten . . .

Wir hätten besser nicht lachen sollen. Eines Tages war ich mit dem Maler Hermann Franke in den Wilden Kaiser gefahren. Wir erstiegen die Nordkante des Predigstuhles und kamen oben stolz und glücklich und müde über das Oppelband zum Nordgipfel. Senkrecht fünfhundert Meter unter uns lag die Steinerne Rinne. Als wir langsam den Grat zum Hauptgipfel hinüber kletterten, fiel uns auf, daß uns von dorther ein Mann zuwinkte. Und nicht nur winkte allein, er schrie auch, schrie und gestikulierte sehr unbergsteigerisch, sehr unbayerisch, so daß uns nicht nur einmal das schlimme Wort vom "Saupreuß" über die Lippen fuhr. Wie erstaunten wir aber, als wir näherkommend gewahrten, daß der Mann am Gipfel mit einem Spazierstock winkte, und daß er, als wir ihn unmittelbar vor uns hatten, einen Spitzbart trug . . . In der Tat, es war mein gut sächsischer Vater, und ich hätte jetzt groß Mühe, wollte ich seinen Stolz und seine Freude beschreiben. Er war mit einem Bekannten nach Elmau gefahren und über die Gaudeamushütte und das Elmauertor in einem Zuge an den Einstieg gelaufen, und hier, hinter einer fremden Seilschaft her, durch die gar nicht einfache Angermannrinne auf den Gipfel geklettert. Mit Spazierstock. Das war seine erste Bergfahrt, da war er eben siebenundfünfzig Jahre alt.

Drei Jahre darauf, im ersten Urlaub seines arbeitsreichen Lebens, lieh er sich vom Lehrer in Mittersill im Pinzgau ein Paar Bergschuhe aus und stieg allein auf den 3660 Meter hohen eisigen Großvenediger. Er konnte das geruhsame Ferientreiben im Tale nicht vertragen. Er sagte längst nicht mehr: "Was ihr könnt, kann ich auch!" Als wir uns schließlich vornahmen, unseren jungen Vater dann und wann mit auf eine Bergfahrt zu nehmen, da kam der Krieg, und noch im Kriege starb er uns. –

Nachts auf der Strasse

Von Dieter Kaergel

Fünf Tonnen Kebelrollen im Rücken, das graue Band der Autobahn voraus und unterm rechten Faßballen die Macht über 100 PS, die er nur mit einem leichten Druck zur Raserei treiben könnte. Alles gut und schön, wenn die Sache mit dem Anruf nicht gewesen wäre.

"Geben Sie in Hamm den Wagen an Schmidt und fahren Sie sofort nach Hause. Ihr Junge muß operiert werden." — Homburg merkt, daß er die Finger um das Rad krampft, wenn er sich wieder an die durchs Telefon näselnde Stimme des Lagermeisters Klose erinnert. Vor einer Stunde hat er von Hannover-West aus wegen eines ungenauen Lieferscheines angerufen. Da hat ihm Klose das gesagt.

"Spinn doch nicht, Manfred!" Beifahrer Kurze hält Homburg die Zigarette vor die Lippe, daß er ziehen soll. "Du sprichst ja schon vor dich hin. Los, wir wechseln!"

Homburg zieht an der Zigarette und bläst den Rauch gegen die linke Scheibe. "Jetzt ist meine Schicht. Denkst wohl, ich hätte sie nicht mehr beieinander, was? Nee, du, mein Junge hat Heilblut."

Das Wort klingt erschreckend. Homburg lehnt sich weit nach vorn über das Rad. Die Scheinwerfer durchbohren die Nacht. Nur ein Stückchen Straße liegt im bleichen Licht. Aber die Dunkelheit schlägt über den Scheinwerferfingern immer wieder zusammen. Homburg lauscht auf den Motor. In drei Stunden kann er zu Hause sein.

Da schrickt er zusammen. Es ist eigentlich gar nichts zu sehen. Aber Kurze hat Homburgs Erschrecken gespürt. Er weiß auch, was den jetzt beunruhigt. Die Scheiben beschlagen.

"Es wird kälter, Manfred."

"Verflucht, wenn das nicht anhält, dann . . ."

"Laß mich doch endlich an Steuer, Manfred. Du siehst ja Mäuse."

Homburg zieht den Wagen auf die Überholbahn. Der rote Winker huscht auf und nieder und taucht das enge Führerhaus in kalte Glut. Ein Dreiradlieferwagen tuckert emsig über die Bahn. Bein Einschwenken zieht der Motorwagen etwas schräg ab. Kurze hat es nicht einmal gemerkt, aber Homburg weiß, was das war: Der Anhänger ist leicht gerutscht. Die Bahn ist vereist. Homburg nimmt sachte den Fuß vom Gashebel.

Verdammt schwer, den Fuß nur leicht auf dem Hebel zu lassen. Der Kilometerzeiger pendelt zwischen 35 und 40. Wenn er die Zeit halten kann, ist er wenigstens in vier Stunden zu Hause. Dr. Sierig ist ja ein guter Arzt. Der hat schon alles getan. Und die Leute im Krankenhaus wissen auch, was sie tun müssen. Wenn er in Hamm keine Nachtbahn mehr erreicht, wird er sich ein Taxi nehmen.

Jetzt senkt sich die Bahn, schon westlich der Bückeberge, der Porta zu.

Da brüllt Homburg fluchend auf; auch Kurze spürt, daß ihm die Lippen kalt geworden sind. Vor ihnen schwebt ein papierdünnes Iaken weißen Nebels, kommt näher und näher, gleitet unter den Scheinwerfern ab, steigt auf und hüllt in Sekundenschnelle Motorhaube und Fahrerhaus ein, knüllt sich wie ein riesiger Wattebausch um den Wagen und wächst zu einer Wand grell-weißen Lichts vor der Windschutzscheibe an. Homburg schaltet das Fernlicht ab, die gelben Nebellichter verwandeln das Bild über der Kühlerfigur zu einem einzigen schmutzigen Qualm. Der Kilometerzeiger sinkt unter 30, 20 und spielt zwischen dem fünften und zehnten Strich.

Dann geht es nicht mehr; Kurze reißt die Tür des Fahrerhauses auf. Eisiger Nebelhauch fällt ein. Homburg drückt die Bremse, der Wagen rollt rechts aus; Kurze gibt mit Lichtzeichen die Bahngrenze an und steigt wieder ein.

"Armes Schwein! Das hat uns gerade noch zu unserem Glück gefehlt. Zigarette?"

"Gib her, Mensch — und stell die Notdlampe hinten auf." Homburg hört, wie Kurze sich am Wagen entlangtastet. Er schaltet den Scheibenwischer ein. Das Federblatt schiebt einen feinen Steg Eis vor sich her. Kurze meldet, daß der Wagen wie ein Eispalast glizert, wenn man ihn anleuchtet.

Es ist 21.45 Uhr. Alles Leben auf der Autobahn ist im Nebel erstickt.

Homburg hat die Arme auf das Steuerrad gelegt und starrt hinaus. Manchmal ist ihm, als teile sich die Wand vor ihm, und er könne Sterne sehen. Aber

---

Wenn ich sage, ich glaube an Gott, welcher der Heilige ist und die allgewaltige Macht und die zarteste Güte zugleich — dann bleibt das, so gesprochen, bloßes Wort. Soll ich richtig "innewerden, daß es Wahrheit ist", dann muß ich es "tun", d. h., ich muß mich mit Gott einlassen. Ich muß Ihn suchen; muß Raum geben, daß Er an mich herankommen und dann, aus der Begegnung, in welcher ich, als ich, an Ihn gelange, Er an mir Seine Macht und Seine Milde deutlich werden läßt — darin erst erhalten jene Worte von der Macht und von der Güte überhaupt ihren Sinn. Denn sie meinen nicht Macht und Güte im allgemeinen, sondern gegen mich wie — auch gegen dich und gegen jenen, und gegen jeden neu . . .

Romano Guardini

das macht er sich selbst nur vor. Es ist sinnlos, etwas vor dem Tag zu erhoffen. Völlig sinnlos. Und daheim liegt der Junge jetzt vielleicht schon auf dem Operationstisch.

22.10 Uhr. Homburgs Augen brennen. Kurze hat sich doch noch etwas hingelegt. Er liegt mit dem Kopf an der Fensterleiste. Sein Atem geht ganz ruhig. Und überall warten jetzt Menschen auf dieser Bahn auf den Tag. Menschen, die auch keine Zeit haben wollen! Nebel und Eis,das ist das schlimmste. Da hockt der Tod auf der Straße.

Oder kommt er ihnen dort schon entgegen? Homburg fährt hoch. Knapp zehn Meter vor ihm kreist eine schmale milchhelle Scheibe vor dem Kühler. Homburg reißt die Tür auf. Da ruft einer: "Habt ihr Verbandszeug?" Homburg springt vom Wagen und tappt dem Lichtschein entgegen. Ein Mann im dicken Winterulster steht vor ihm. "Mensch, ich kann bald nicht mehr. Mir ist ein Motorradfahrer aufgefahren. Muß Pulsaderverletzung haben, ist an mein Nummernschild gekommen. Hab' ihn abgebunden. Aber wenn wir nicht aus dem Loch rauskommen, fault dem der Arm ab, der wartet nicht mehr bis morgen."

Homburg ruft Kurze zu, daß er im Wagen bleiben soll. Er reißt den Verbandskasten auf und holt Mullbinden und Abbindgurt heraus und steckt beides in die Tasche.

"Wie weit?"

"200 Meter von euch."

Die Männer tasten sich über die erstickte Straße zu den schwachen Stopplichtern des Wagens, den sie erst wenige Schritte davor gewahren.

Der Verunglückte hockt im Schein der Schlußlichter gegen die Stoßstange gelehnt und blickt mit weiten Augen die Männer an. Homburg fährt vor diesen Augen zusammen. So könnte ihn auch sein Junge ansehen. Der Arm sieht böse aus. Der Blutverlust scheint groß zu sein. Und der Fremde muß die Nerven verloren haben. Wie kann er den Mann bei dem Blutverulst hier auf der Straße sitzen lassen! Der Verband ist lächerlich. Noch eine halbe Stunde, und der arme Kerl sieht den Morgen nicht mehr.

Homburg ordnet sofort das Notwendigste an. Hier gibt es keine Zeit zu verlieren. Der Mann muß in den Wagen gesetzt werden. Der dicke Ulster wird zur Zudecke. Der Arm wird noch einmal besser abgebunden, das Motorrad über die Böschung geschoben.

"Und was wollen Sie jetzt tun?"

"Alles versuchen, mein Herr! Wir haben nur eine Stunde Zeit. Geben Sie mir Ihre Wagenschlüssel!"

"Sie wollen doch nicht etwa fahren . . .?"

"Jawohl, das will ich. Sie und ich. Sie gehen voraus und tasten den Weg ab, wenn's gar nicht mehr geht. Wozu haben Sie mich sonst geholt?"

Homburg läßt den Motor an und wagt die tolle Fahrt. Der Wagen tanzt, aber er frißt sich durch den kalten Brodem Meter um Meter vorwärts. Nach Homburgs Streckenkenntnis müßte zehn Kilometer voraus die Abzweigung nach Bückeburg kommen. Dort ist eine Raststätte.

In anderthalb Stunden ist es geschafft. Manfred Homburg klopft die Tankstellenbedienung heraus. Er ist völlig durchschwitzt und erschöpft. Der Unfalldienst wird angerufen. Nun liegt das Helfen nicht mehr in seiner Macht. Er versucht jetzt noch einen Anruf in Hamm, aber dort meldet sich keiner mehr. Klose liegt schon im Bett. Homburg weiß zwar anderen zu helfen, aber nicht, wie ihm selbst zu helfen ist. m

Die ungewöhnliche Anspannung überwältigt ihn. Im Korbsessel, mit weit ausgestellten Beinen, schläft er ein.

Als der Tag dämmert und die Streukommandos ihre Arbeit aufgnommen haben, zieht Kurze den Lastzug wieder auf die Bahn. Ihn friert; der Platz neben ihm ist leer. Wo war Homburg geblieben? War er mit dem Pkw vorausgefahren?

Aber auf halbem Wege zur Abzweigung Bückeburg sieht er Homburg mit wehendem Mantel auf sich zukommen. Er ist blaß. Tiefe Schatten stehen unter seinen Augen. Die Nacht hat ihm arg zugesetzt. Wortlos zieht er sich auf den Beifahrersitz hinauf.

"Hast du angerufen, Manfred?"

Homburg dreht verlegen die Mütze zwischen den Fingern. "Du, ich trau mich nicht mehr."

Kurze sagt nichts darauf. An der Abzweigestelle hält er an, zieht den Lastzug bis zur Dieselstelle und läßt ihn versorgen. Homburg sieht nicht, daß Kurze im Kontor ans Telephone geht — er sieht nur am Band der Autobahn entlang. Der Nebel hat sich verkrochen, ist aufgeschluckt im frostigen Grau des Morgens.

Da blinkt Kurze vorsichtig und umständlich die Tür zum Fahrerhaus auf. Es ist nicht so leicht für ihn, denn in der rechten Hand hält er ein Glas Korn. „Da, trink mal, alter Junge! Ist alles O.K. Dein Junge hat wirklich Heilblut!"

Homburg stutzt erst, doch dann ruft er; "Nee, trink du, ich fahre!" –

"Völlig im Glauben aufzugehen fällt aber auch wieder schwer. Ein Leben des Glaubens schließt Opfer in sich. Es heißt in Dunkelheit leben, sich einer unsichtbaren, unspürbaren Wirklichkeit hingeben und dabei fortwährend dem Ruf der Sinne, dem Hunger der Triebe, der Lockung der Welt ausgesetzt sein.

In solchen Augenblicken beklemmt uns das Gefühl, alle sichtbaren Güter einem unsichtbaren Herrn geopfert zu haben. Man fühlt sich verlassen, als ob man in der Nacht wandle, ohne Weg zu sehen, als ob man in einem Abgrund streife und vergeblich seine Hand nach einem Halt ausstrecke. Wer sich Gott hingeben will, kommt um solche Augenblicke der Verlassenheit nicht herum."

Jaques Lecelercq

Aus der katholischen Welt

Neues Päpstliches Jahrbuch für 1961. – Das erste Exemplar des Päpstlichen Jahrbuches 1961 wurde durch den Substituten des Staatssekretariates, Erzbischof Angelo dell'Aqua, Papst Johannes XXIII. in feierlicher Weise überreicht. Es enthält keine Änderung bezüglich der deutschen Ostgebiete. Die im polnisch verwalteten Gebiet der Erzdiözese Breslau, der Diözese Ermland und der Prälatur nullius Schneidemühl tätigen polnischen Titularbischöfe werden weiterhin in Fußnoten als Hilfsbischöfe Kardinal Wyszynskis geführt, die mit der geistlichen Betreuung der in diesen Gebieten ansässigen Katholiken betraut sind. Gleichzeitig wird darauf hingewiesen, daß der Heilige Stuhl die Grenzen der Diözesen nicht zu ändern pflegt, solange Fragen des Völkerrechts, welche die betroffenen Gebiete angehen, nicht durch Verhandlungen gelöst sind oder volle Anerkennung erhalten haben. Das Päpstliche Jahrbuch legt Zeugnis ab für die rasche Ausbreitung der kirchlichen Organisation. Wie aus ihm hervorgeht, sind in den wenig mehr als zwei Jahren des Pontifikats Johannes XXIII. bis zum 31. Dezember des vergangenen Jahres 37 Erzbistümer und Bistümer neu geschaffen worden. Neun Bistümer und 13 Apostolische Vikariate und vier Apostolische Präfekturen zu Bistümern erhoben. Papst Johannes XXIII. schuf weiterhin sechs neue Freie Prälaturen, drei Apostolische Exarchate, ein Ordinariat für die Gläubigen des orientalischen Ritus, 10 Apostolische Vikariate und 13 Apostolische Präfekturen.

Zahlensymbolik bei Kardinalskreierungen. – In seiner Ansprache im Rahmen des halböffentlichen Konsistoriums, bei dem er im Konsistoriensaal des Vatikans den vier neuen Kardinälen ihr Barett überreichte, wies Papst Johannes XXIII. auf die Zahlensymbolik hin, die er bei den Kardinalskreierungen in seinen vier bisherigen Konsistorien eingehalten hat. Zuerst, so sagte der Papst, habe die Zahl von 23 neuen Kardinälen an "die Uns so teure Nachfolge Johannes XXIII. und der anderen gleichnamigen Päpste" wachgerufen. Die Zahl von acht neuen Kardinälen sollte dann vor allem dem Klerus, aber auch den christlichen Gläubigen die Seligpreisungen der Bergpredigt vor Augen stellen. Schließlich habe die Zahl sieben an die sieben Haupttugenden erinnert. Die Zahl vier aber, wie sie von den jetzt neu ernannten Kardinälen dargestellt werde, lenke die Gedanken auf den feurigen Wagen des Elias und das viergestaltige Rad des Ezechiel, das in den Büchern der Propheten bis zur Apokalypse immer wieder auftaucht. Räder, die um den Thron des Allerhöchsten kreisen, sollen die neuen Kardinäle sein, sagte der Papst.

Vier neue Kardinäle schworen dem Papst Treue. – Während von den Gebäuden des Vatikans die päpstlichen Fahnen wehten, überreichte Johannes XXIII. im Petersdom den vier neuen Kardinälen Joseph Ritter, Joseph Humbert Quintero, Aloisius Concha Cordoba und Joseph Ferretto im Rahmen eines öffentlichen Konsistoriums den Roten Hut als Zeichen ihrer Würde. Der Papst sprach dabei die traditionelle Formel, welche die neuen Purpurträger an ihre Pflichten erinnert: "Zum Lob des allmächtigen Gottes und zum Schmuck des Heiligen Apostolischen Stuhles empfange den Roten Hut, das besondere Zeichen der Kardinalswürde, das bedeuted, daß du bis zur Vergießung deines Blutes dich furchtlos erzeigen mußt, zur Verherrlichung des heiligen Glaubens, für den Frieden und die Ruhe des christlichen Volkes, für die Erhaltung und Vermehrung der Heiligen Römischen Kirche. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes." Vor Beginn des Kosistoriums hatten die vier neuen Kardinäle in der Petronillakapelle des Petersdoms die vorgeschriebenen Eide abgelegt, in denen sie sich vor allem zum Gehorsam gegenüber dem Heiligen Stuhl verpflichten. Der wichtigste dieser Eide, eine von Pius XII. neu gefaßte Formel, bezieht sich auf das ganze Leben der neuen Kardinäle und umfaßt 750 Wörter in einem einzigen Satz. Anschließend wurden die neuen Kardinäle jeweils von zwei anderen Mitgliedern des Heiligen Kollegiums, in den Petersdom geleitet. Vor dem Thron des Papstes machten sie drei tiefe Verbeugungen, schritten dann die sieben roten Stufen hinan, küßten dem Papst den Fuß und die Hand und empfingen dafür die väterliche Umarmung. Anschließend umarmten die neuen Kardinäle ihre Kollegen. Ehe der Papst zur Überreichung des Roten Huten schritt, ließ sich der Konsistorialadvokat zum zweiten Male mit seiner Bitte um die Seligsprechung der drei Diener Gottes vernehmen, diesmal "instantius" (= inständiger). Unmittelbar darnach knieten die neuen Kardinäle vor dem Papst nieder, der ihnen, einem nach dem anderen, den Roten Hut aufsetzte, den "galero" mit der breiten Krempe, der seinen Ursprung in einem Reisehut der Legaten des Mittelalters hat, heute von den Kardinälen aber nicht mehr getragen, sondern erst nach dem Tode bei der Aufbahrung auf den Sarg gelegt wird. Nach der Aufsetzung des Roten Hutes bat der Konsistorialadvokat zum dritten Male um die Seligsprechung der drei Diener Gottes, diesmal schon "instantissime" (= am inständigsten). Ihm antwortete darauf der Generalprokurator des Glaubens, Peter Antonelli, im Namen des Papstes, daß die Fälle zur Prüfung der Ritenkongregation übergeben werden. Nach der feierlichen Zeremonie ergriff Johannes XXIII. kurz das Wort zu einer improvisierten Ansprache, in der er daran erinnerte, daß er selbst just vor vierzig Jahren von Benedikt XV. zum ersten Dienst außerhalb seiner Diözese berufen wurde. Er forderte die Anwesenden auf, sich mit ihm im Dankgebet für diese vierzig Jahre zu vereinen. Anschließend verließ Johannes XXIII. auf der "sedia gestatoria" den Petersdom, während sich die Kardinäle in der Petronillakapelle des Doms zu einem Tedeum vereinten, dem die neuen Kardinäle, vor dem Altar hingestreckt, beiwohnten. An das öffentlich Konsistorium in St. Peters schloß sich das zweite Geheime Konsistorium im Konsistoriensaal des Vatikans an, bei dem der Papst, altem Gebrauch gemäß, zunächst denMund der neuen Kardinäle verschloß, als Zeichen für das Stillschweigen, das sie über die Dinge, die sie auf Grund ihres hohen Amtes erfahren, beobachten müssen. Er überreichte ihnen dann den Ring und wies ihnen ihre Titelkirche zu: Kardinal Ritter die neue Titelkirche Sant'Alfonso, Kardinal Quintero San Gregorio auf dem Caelius, die Titelkirche des verstorbenen Kardinals O'Hara, Kardinal Concha Cordoba Kardinal Wendels einstige Titelkirche Santa Maria Nuova und Kardinal Feretto die Basilika vom "Heiligen Kreuz in Jerusalem", die zuletzt Titelkirche des Kardinals Fumasoni Biondi war. Dann öffnete er ihnen wieder den Mund, als Symbol ihrer Aufgabe der Verkündigung des Evangeliums.

Die christliche Gastlichkeit

Ansprache Sr. Eminenz Augustinus Kardinal Bea S.J. anlässlich der Sondertagung "Seelsorge im Gastgewerbe" beim Eucharistischen Weltkongress 1960 in München

Wenn ich das Wort "Gastlichkeit" und "Gastfreundschaft" höre, so kommt mir sofort jene unvergeßlich schöne Szene in den Sinn, wie Abraham die drei Fremden aufnimmt Es war um die Mittagszeit eines heißen palästinischen Sommertages. Abraham saß am Eingang seines Zeltes. Da sieht er drei Männer heran kommen. Er steht auf, eilt ihnen entgegen, verneigt sich tief vor ihnen und sagt dem Führer der drei: "Herr, geh doch nicht an deinem Knecht vorbei", und als dieser zusagt, bei ihm einzukehren, läßt der Gastgeber Wasser bringen, um die Füße zu waschen, läßt Kuchen backen, ein zartes Kälbchen schlachten und zurüsten, und dann bedient er selbst seine Gäste. Und als die Gäste sich verabschieden, gibt er ihnen noch das Geleite (Gen. 18: 1–16). Abraham glaubt drei Menschen aufgenommen zu haben; aber einer der drei war Gott der Herr selber, der bei ihm eingekehrt war.

Man wird vielleicht sagen: Das ist eben die bekannte orientalische Gastfreundschaft, die jeder erleben kann, der in die einsame Wüste kommt — ich selbst habe sie erlebt in einer sternhellen Nacht, als wir uns in der Wüste verirrt hatten und unser Auto versagte. Hundegebell ließ uns vermuten, daß in der Nähe ein Lagerplatz von Beduinen war; wir gingen in die Richtung und wurden von den Beduinen aufgenommen und bewirtet, als ob wir seit Jahrzehnten ihre Freunde gewesen wären. Gastfreundschaft ist gewiß orientalische Sitte, aber sie ist nicht bloß eine menschlich schöne Sitte, sondern sie gilt auch als Erfüllung einer religiösen Pflicht.

Auch das Alte Testament schärft diese religiöse Pflicht ein. "Der Herr, euer Gott, liebt den Fremden, und auch ihr sollt den Fremden lieben" (Dt. 10: 18 f.), sagt Moses in der Wüste seinem Volk. "Wie ein Einheimischer aus euerer eigenen Mitte soll euch der Fremde gelten, der bei euch wohnen will, und du sollst ihn lieben, wie dich selbst", sagt das Gesetz an anderer Stelle (Lv. 19: 34) und der Prophet Isaias schärft den Israeliten neben anderen Pflichten auch die ein, die Obdachlosen in das Haus zu führen (Is. 58: 7).

Das neue Testament hebt diese Vorschrift nicht nur nicht auf, sondern schärft sie entschieden ein und vertieft sie. Es ist geradezu überraschend, wie oft im Neuen Testament die Gastfreundschaft in einem Atem genannt wird mit anderen wichtigsten und schwersten religiösen und sittlichen Pflichten, wie Keuschheit, Nüchternheit, Geduld, Hoffnung, Gebet: "Seid froh in der Hoffnung, geduldig in der Trübsal, beharrlich im Gebet, teilnehmend an den Nöten der Mitchristen, eifrig bedacht auf Gastfreundschaft", mahnt der heilige Paulus die Gläubigen von Rom (Röm. 12: 12 f.), und Petrus sagt: "Vor allem pflegt mit Eifer die gegenseitige Liebe . . ., seid gastfreundlich zueinander, ohne Murren" (1 Pt. 4: 9). Gastfreundschaft gehört zu den Standestugenden der kirchlich erwählten Witwen (1 Tim. 5: 10) und des Bischofs 1 Tim. 3: 2; Tit. 1: 8). Der Heiland selbst zählt dem Pharisäer die Pflichten der Gastfreundschaft einzeln auf und nennt ihre tiefste Quelle: die Liebe: "Weil sie (die Sünderin) viel Liebe bekundet hat, darum wird ihr viel vergeben" (Lk. 7: 44–47). Den Höhepunkt aber bezeichnen Worte des Heilandes selbst, der unter den anderen Bedingungen zur Aufnahme in das ewige Reich Gottes auch die Gastfreundschaft nennt: "Ich war fremd, und ihr habt mich beherbergt" (Mt. 25: 36) . . . Was man dem Gast tut, tut man ihm selbst.

Aber kann man nicht einwenden: All das galt in den sozialen Verhältnissen des alten Orients, Griechenlands oder Roms; heute sind die Verhältnisse anders geworden: heute ist Gastfreundschaft ein Gewerbe, also ein Lebensberuf wie alle anderen. Das ist gewiß zu einem großen Teil wahr. Aber das entbindet uns nicht von der Pflicht, diesen Beruf anszuüben in echter, wahrer, christlicher Gesinnung. Auch das Unterrichten ist heute ein Beruf, der Lehrberuf, aber welch ein Unterschied besteht zwischen dem Lehrer, der Lehrerin, die diesen Beruf nur rein geschäftsmäßig betreiben, und solchen, die ihn im Geiste christlicher Liebe, in christlicher Verantwortlichkeit, in apostolischem Eifer ausüben! Die Gesinnungen, die nach dem Gesetz des Alten Bundes und nach der Lehre des Heilands und der Apostel die Übung der Gastfreundschaft begründen und begleiten sollen, und die Gründe, warum wir sie üben müssen, sind nicht bedingt von der sozialen Lage, sondern vom Willen Gottes, wie er sich in der Offenbarung zeigt. Da ist zunächst der Gedanke an all das, was Gott der Herr selbst einem jedem von uns getan hat und tut. "Ihr sollt den Fremdling lieben; denn auch ihr seid Fremdlinge gewesen im Land Ägypten" (Dt. '0: 19). Gott der Herr hat den Israeliten eine Heimat gegeben, ein Land voll Fruchtbarkeit und Segen. So kann der Herr auch einem jeden von uns sagen: auch uns hat er in seiner Kirche eine Heimat gegeben und will sie uns einst ewig geben im Himmel. Der Dank für diese Güte soll uns antreiben, daß wir nun auch

unseren Mitmenschen nach Möglichkeit in der Fremde ein Heim schaffen und zugleich durch unser ganzes Verhalten mithelfen, soweit es an uns liegt, daß sie auch der ewigen Heimat teilhaftig werden: durch unsere Aufmerksamkeit, unsere Dienstfertigkeit, unsere Güte, unser gesetztes, zurückhaltendes, ehrbares Benehmen, unsere Wachsamkeit und Sittsamkeit. So wird unser Dank gegen Gott zur mächtigen Triebkraft für unsere Berufstätigkeit und macht sie zugleich zu einem großen, wertvollen Apostolat.

Dazu kommt ein anderes: Sehen wir in dem Fremden, der in unserem Hause einkehrt, nicht nur den Gast, der nach der festgesetzten Taxe bezahlt, sondern vor allem den Menschen, der, ebenso wie wir, ein Geschöpf Gottes ist, durch Christi Blut erkauft und zum ewigen Leben bestimmt. Und wenn er ein Christ ist, dann ist er durch die heilige Taufe auch ein Kind Gottes geworden, ein Glied des mystischen Leibes Christi, unser Bruder, unsere Schwester in Christus. Wenn die Gerechten den Heiland beim Jüngsten Gericht fragen: "Herr, wann haben wir dich fremd gesehen und dich beherbergt?"wird er ihnen antworten mit dem großen trostvollen Wort: "Wahrlich, ich sage euch, was immer ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan" (Mt. 25: 38, 40). Hier findet die Gastfreundschaft ihre letzte und tiefste Begründung in der Gleichsetzung von Christus und dem Gast: der Gast wird dem, der ihn aufnimmt, nicht nur zum Nächsten, sondern im Gast wird ihm Christus selbst in gewisser Weise gegenwärtig. Dieser tiefe Gedanke liegt der Erzählung zugrunde, daß der heilige Gregor der Große, als er in seinem Kloster am Caelius täglich Fremde aufnahm und speiste, eines Tages unter den Fremden auch Christus den Herrn bediente. Hier ist auch die Wurzel der großartigen Gastlichkeit, die seit den ersten Tagen des Christentums eines der großen Anliegen der Kirche war (vgl. Röm. 12: 13; 16: 1 f.; Gal. 4: 14; Hebr. 13: 2; 1 Pt. 4: 9; 3 Jo. 8); die der heilige Klemens schon vor dem Ende des 1. Jahrhunderts bei den Korinthern "in großartiger Weise" geübt findet (1 Clem. 1: 2), die der heilige Benedikt zu einem Grundgesetz seiner Regel gemacht hat (Reg. c. 53). Wenn sich heute die sozialen Verhältnisse geändert haben, so hat sich dieses Grundgesetz christlicher Gastlichkeit nicht geändert, und dieses christliche Grundgesetz ist es, das allen denen, die im Gastgewerbe tätig sind, auch heute noch ihren Adel und ihre Würde gibt und das die Tätigkeit im Gastgewerbe nicht bloß zu einem Akt der Liebe oder zu einer Quelle himmlischen Lohnes macht, sondern auch durch unser wahrhaft christliches Beispiel, unser christliches Reden und Handeln zu einem großen, weitreichenden Apostolat. Sehr schön und tief sagt der heilige Benedikt: "Alle ankommenden Gäste sollen wie Christus aufgenommen werden, weil dieser selbst einst sprechen wird: 'Ich war ein Fremdling, und ihr habt mich aufgenommen'" (Reg. K.

Bestechliche Zeichensprache

Im früheren Persien scheint eine ganz besondere Art von Finger- und Zeichensprache angewandt worden zu sein. Ein deutscher Reisender erzählte darüber seinerzeit im "Berliner Tageblatt" folgenden bezeichnenden Vorgang, wie es um die Justizpflege im ehemaligen persischen Reich bestellt war:

Eines Tages befand ich mich bei einem mir bekannten und empfohlenen Richter auf Besuch, als ein verdächtiges Individium vor ihn geführt wurde, das sich zu dem Verbrechen, dessen es angeklagt wurde, nicht bekennen wollte, sondern hartnäcking leugnete.

Der Begierbeg (Richter) befahl, die Peitsche zu bringen.

"Ich schwöre, daß ich vollständig unschuldig bin", rief der Angeklagte heulend, während er seine scmutzigen Hände kreuzweise über die Brust legte und dabei einen Finger nach vorne ausstreckte.

Die Peitschenknechte standen bereit, indem sie auf den Begierbeg schauten, der indes seinerseits wieder seine Augen auf die Brust des Malefikanten richtete. "Du bist schuldig, Spitzbube!" rief er entrüstet mit anscheinend tiefster Überzeugung.

"Bei Deinem gesegneten Haupte, ich bin unschuldig!" antwortete wieder der Delinquent, indem er seine unsauberen Hände wie zuvor übereinanderlegte, dieses Mal jedoch an Stelle eines Fingers zwei ausstreckte.

So ging die hochnotpeinliche Verhandlung weiter, immer und immer wieder wurde er für schuldig befunden, bis er nach und nach alle seine Finger auf der Brust vorgestreckt hatte.

Da rief plötzlich der Gerichtsvorsitzende: "Gut, laßt ihn laufen, er ist ganz und gar unschuldig! Ich bin davon überzeugt!"

Erst viel später erfuhr ich, wie das zusammenhing und wie diese überraschende Meinungsänderung des Begierbeg verursacht wurde. Der Angeschuldigte gab nämlich dem Begierbeg zuerst durch entsprechende Fingersprache zu verstehen, daß er ihm, wenn er ihn freilasse, einen Toman (nach deutschem Geld fünfzig Mark) geben wolle. Das bedeutete der erste Finger. Dann versprach er ihm zwei, dann drei, vier, fünf und so weiter. Doch konnte er nicht eher seine Freisprechung bewirken, als bis er sich nicht zu zehn Tomans bereiterklärte.

Der Endeffekt war dann der Freispruch des "zu Unrecht Angeschuldigten" von seiten des "von seiner Unschuld überzeugten" Richters. –

Der weite Mantel

"Folgen Sie mir", sagte der Mann — Stündlich wartete sie auf die Polizei

Von Ludwig Schuster

Seit der Eröffnung des Selbstbedienungsladens kaufte Marianne mit Vorliebe dort ein. Es war ein modernes Geschäft, weiträumig und vornehm ausgestattet, es blitzte und spiegelte alles von Glas, von Marmor und poliertem Metall, und die Lebensmittel, die es zu kaufen gab, standen in verschwenderisch reicher Auswahl zur Verfügung, alles adrett und hygienisch in Dosen oder Glanzkarton und Zellophan verpackt. Es war angenehm, nicht warten zu müssen, bis eine Verkäuferin frei war und man bedient wurde. Schon beim Eintreten gleich hinter der Tür bekam man ein Körbchen in die Hand gedrückt, mit dem man dann nach Belieben im ganzen Geschäft umherging und hineinlegte, was man aus den gestapelten Waren wählte. Hernach wurde alles zusammen berechnet und bezahlt.

Noch etwas gab es, weshalb Marianne dieses Geschäft bevorzugte. Hier konnte man nämlich gelegentlich das eine oder andere Stück zwischenhinein gratis einkaufen. So nannte sie es bei sich. Niemand sonst wußte darum und durfte davon wissen. "Gratis einkaufen" nannte es Marianne, wenn sie verstohlen ein Päckchen oder eine Dose nicht ins Körbchen legte, sondern in ihrer Rocktasche verschwinden ließ. Im Trubel, im Hin und Her der einkaufenden Menge merkte das kein Mensch. Auch überzeugte sich Marianne jedesmal vorher durch unauffälliges Umherspähen, ob jemand sie beobachtete. Vollends sicher fühlte sie sich, als sie den schlauen Einfall verwirklichte, bei diesen Einkäufen eine glokkige Pelerine zu tragen, die herrlich weit überfiel. Ein unbezahlbares Kleidungsstück!

Seit Wochen schon betrieb Marianne dieses billige Einkaufen. Sie machte sich geradezu einen Sport daraus und hatte dadurch schon Etliches von ihrem Haushaltsgeld einsparen können, hochwillkommen zur Finanzierung eines Geschenks für ihren Mann zum Namenstag. Herbert würde Augen machen und sie als tüchtige Hausfrau loben. Seine Marianne verstand es, auch bei einem bescheidenen Monatsgehalt vortrefflich zu wirtschaften.

Als Marianne wieder einmal im Selbstbedienungsgeschäft billig einkaufte und gerade eine Dose Ölsardinen unter ihrer Pelerine verschwinden ließ, hörte sie dicht hinter sich, nahe ihrem Ohr, eine halblaute männliche Stimme:

"Folgen Sie mir unauffällig", sagte die Stimme.

Marianne war furchtbar erschrocken, wehrte sich aber mit aller Kraft gegen das lähmende Verkrampfen, das sie packen wollte, und zischte empört zurück, sie verbitte sich das, was ihm eigentlich einfalle. So eine Unverschämtheit! Sie hatte schon manchmal mit Erfolg festgestellt, daß Frechheit retten kann.

Der stämmige Mann hinter ihr mit dem steinern ruhigen Gesicht entgegnete kühl:

"Machen Sie keine Geschichten, kommen Sie mit."

Das klang nicht anders als das Zuschnappen einer Mausefalle, wenn die Maus am Speck nagt. Peinlich, wie da nun Marianne durch den Menschentrubel neben dem Häscher hergehen mußte, der sie mit Verachtung betrachtete. Einen Augenblick durchzuckte sie der Gedanke an Flucht. Aber wie entwischen? Es hätte nur Aufsehen gemacht.

Durch eine hohe Glastür betraten sie den Büroraum. Hinter einem ausladenden Schreibtisch saß ein Herr in selbstbewußter Haltung. Fragend hob er das Gesicht.

"Wieder mal eine, Herr Direktor", sagte der Detektiv.

Forschend betrachtete der Direktor Marianne; der Detektiv entfernte sich.

"Nehmen Sie Platz."

Marianne ließ sich in den Stahlrohrstuhl nieder, und als er unter ihr federnd wippte, fühlte sie sich stoßweise rot werden, über und über heiß im Gesicht, schamglühend."

Ihre Kennkarte bitte."

Marianne nahm sie zitternd aus der Handtasche und reichte sie hin. Als sie das Dokument in den Händen des Mannes und ihn darin lesen sah, schimpfte sie sich in Gedanken, sie hätte schlauer sein und sagen sollen, sie habe keinen Ausweis bei sich. Dann hätte er sie vielleicht laufen lassen.

"Haben Sie auch Kinder?' wollte der Direktor wissen, nachdem er die Personalien gelesen hatte.

"Ja, eins, einen Buben, drei Jahre alt."

Ein kleines Lächeln lockerte die Strenge in seinem Gesicht.

"In dem Alter sind sie am drolligsten."

"Ja", stimmte Marianne zu, und es war ein tiefer Seufzer. Unmittelbar darauf stürzten ihr die Tränen.

Dann stand sie wieder auf der Straße. Es war ihr kaum bewußt, wie sie wieder heraus gekommen war. Alles nebelte und wirbelte vor ihren Augen. Mechanisch fanden ihre Füße den Heimweg. Fürchterliche Gedanken und Vorstellungen marterten Marianne. Der Direktor hatte die Kennkarte behalten. Morgen würde die Polizei kommen — oder gar heute abend noch. Herbert würde sich von ihr abwenden. Wer konnte ihm zumuten, seinen kleinen Sohn von einer Diebin erziehen zu lassen?

Marianne hatte sich vorgenommen, ihrem Mann alles zu sa-

gen, aber den ganzen Abend lang, sooft sie sich auch einen Ruck gab, sie brachte es nicht fertig, davon anzufangen.

Am anderen Morgen beim Frühstück erkundigte er sich besorgt nach ihrem Befinden, sie sehe blaß aus, er habe auch gemerkt, daß sie unruhig schlief. Marianne sagte nichts. Als die Tür hinter ihm zugeschnappt war und sie seine Schritte die Treppe hinunter sich entfernen hörte, schnürte es ihr das Herz zusammen, denn sie glaubte nicht anders, als daß sie ihn das letztemal gesehen habe. Wie lange sollte es noch dauern, eine Stunde oder bloß noch eine halbe? Sie ließ sich nicht abführen, wenn die Polizei läutete, man kam dem zuvor, das war doch klar.

Dann wurde ihr plötzlich von dem eigenen Mut bang, sie suchte Zuflucht im Hinknien und Schluchzen am Bett ihres Kindes.

Der Kleine, der noch schlief, erwachte davon, lachte und sagte: "Horch, der Briefträger hat was hereingeworfen."

Sie ging nachsehen, kam mit einem Brief in der Hand wieder zurück, öffnete ihn hastig. Ihre Kennkarte war es und ein Zettel dabei, auf dem in großzügiger Handschrift eine einzige Zeile stand: "Tun Sie es nicht mehr."

Da lachte und weinte Marianne in einem, hob das Kind aus dem Bettchen und tanzte mit ihm wie verrückt im Zimmer umher.

Trotzdem erschrak sie, als es läutete. Zögernd öffnete sie. Eine Bettlerin bat um ein Kleidungsstück, etwas Warmes, eine Jacke vielleicht oder einen abgetragenen Mantel.

"Ja, ich hab was für Sie", sagte Marianne.

Die alte Frau, die meist nur mürrische Antworten zu hören bekam, wunderte sich über die Herzlichkeit, wie es gesagt wurde. Sie wunderte sich auch über das Geschenk, das ihr die junge Frau aushändigte, denn der glockenförmige, weite Umhängemantel war aus erstklassigem Stoff und noch sehr gut erhalten. –

Vom Sinn des Namenstages

Von Heinrich Spaemann

Jemand schrieb mir: "Ich sehe nicht recht ein, warum ich meinen Namenstag feiern soll. Mit der Heiligen, nach der ich genannt bin, verbindet mich kaum mehr als die Gleichheit des Namens, man weiß nichts von ihr, und ich kenne sie nicht weiter. Wenn ich mich an himmlische Fürbitter wende, fällt sie mir nicht ein. Und der Namenstag beruht doch wesentlich auf einer lebendigen Beziehung zwischen dem Patron und seinem Schützling. Als ein Vorwand, sich gratulieren zu lassen, sind mir die Heiligen zu schade."

Nach dieser Auffassung fände die Feier des Namenstages also ihre Begründung ausschließlich in der privaten, persönlich erlebten und erfahrenen Beziehung eines Menschen zu dem Heiligen, dessen Namen er trägt. Dann hätten freilich viele nicht das Recht, Namenstag zu feiern. Außerdem wüßte ich dann auch nicht, welchen Sinn es überhaupt hätte, daß andere einem zu diesem Tag gratulieren.

Nein, wir feiern unseren Namenstag, weil wir auf den Namen, mit dem man uns ruft, getauft sind, weil dieser Name unzertrennlich verknüpft ist mit dem Ereignis unserer Wiedergeburt. Die Kirche hat uns bei diesem Namen gerufen, als sie uns aufnahm in Gottes Reich. Der Taufname sagt uns, daß Gott uns aus dem Fluch der Namenlosigkeit, in den alles Gnadenlose eingeschlossen ist, erlöst hat. Daß wir also nicht nur für eine kurze Weile von einigen Menschen gekannt und geliebt, sondern von Gott selber erkannt, das heißt aber von Ihm erwählt und geliebt und zu ewiger Gemeinschaft mit Ihm berufen sind.

"Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst und dich bei diesem Namen gerufen. Mein bist du" (Is. 43: 1). Alt Taufname enthält der Name, mit dem man uns ruft, zugleich also auch das Geheimnis unserer Berufung. Es lebt in ihm der Hinweis auf den neuen Namen, den nach der Geheimen Offenbarung (2: 17) der Überwinder empfangen wird. Die Nennung des Namens, den wir nach der Vollendung tragen werden, steht noch bevor. Dann, wenn wir gesiegt haben (nämlich über den Satan, die Welt und das Fleisch), und wenn wir so den Gedanken verwirklicht haben, der unserer Erschaffung und Erwählung zugrunde liegt, dann werden wir den Namen erfahren, der unser Wesen aussagt, und niemand wird ihn kennen als der, der ihn gibt, und der, der ihn empfängt, weil er das Geheimnis der ganz persönlichen Liebe ist, die uns erschuf und erlöste. Der Taufnahme aber ist auf diesen neuen Namen bezogen, er drückt die Berufung und Salbung zu dem Siege aus, welcher der Nennung des neuen Namens vorausgehen muß.

Wenn der Taufnahme nun überdies der Name eines Heiligen ist, so erinnert er uns auch dadurch an die Wahrheit, daß wir Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes sind und der Fürbitte und helfenden Kraft jener Vollendeten gewiß sein dürfen, die uns im Siege vorausgegangen sind mit den Waffen des Glaubens.

Nun könnte der Einwand gemacht werden, warum man denn nicht geziemender seines Tauftages gedenke, als daß man seinen Namensag begehe. Ich glaube, beides ist sinnvoll und schön. Den Tauftag jedoch kann man nur in jenem kleinen Kreise derer feiern, die in das Taufdatum eingeweiht sind, und in diesem Kreise sollte man ihn auch so feiern, wie es ihm zukommt, vor allem durch gemeinsame Teilnahme an Eucharistie und Gebet. Der Namenstag aber gibt allen Freunden und Bekannten, die unseres Glaubens sind, Gelegenheit, uns Glück zu wünschen zu unserer Mitbürgerschaft in der Gemeinde Gottes — ich wüßte nicht, welch anderen Sinn ein Namenstagsglückwunsch hätte — und an diesem Glück ein wenig teilzunehmen. –

Beichtgespraeche - im Zugabteil erlauscht

Von Otto Mayr-Arnold

Das Zugabteil war gut besetzt und die allgemeine Unterhaltung glitt über Tagespolitik und Mondraketen plötzlich in religiöses Fahrwasser, wobei des Stichwort "Beichten" fiel. Ein Geschäftsreisender griff es sogleich begierig auf: "Beichten? — Eigentlich eine irrsinnige Sache! Man stelle sich vor: In einen Kasten hineinkriechen, niederknien und einem fremden Menschen alles sagen, was man sich vielleicht nicht einmal selber eingestehen will. Mag ja im Mittelalter nützlich gewesen sein — heute aber in unserem aufgeklärten Zeitalter ist die Beichte längst überholt!"

Eine kurze Weile herrschte Stille im Abteil, bis eine Stimme aus der Fensterecke aufklang: "Sie beichten also nicht?"

Der Geschäftsreisende faßte den Sprecher ins Auge: Mann in den Vierzigern — unbedeutendes Gesicht! stellte er rasch fest und sagte dann energisch: "Nein — nie!"

"Ich glaube, Sie täuschen sich. Auch Sie beichten hie und da."

"Und wo, wenn ich fragen darf?" Leiser Hohn schillerte durch die Frage.

"Sie sind doch verheiratet? Also beichten Sie doch Ihrer Frau?"

"Ach, so meinen Sie!" lachte der andere. "Nun ja, zuweilen muß man wohl . . ."

"Und wie Sie Ihrer Frau beichten, müssen Sie auch Ihrem Arzt Ihre Beschwerden eröffnen, vielleicht auch Ihrem Rechtsanwalt einige bedenkliche Dinge bekennen. Und wie steht es mit dem Finanzamt? Da heißt es wohl auch manchmal beichten?"

"Hol es der Kuckuck! Zahlen heißt es!"

"Also Buße leisten. Warum finden Sie es dann so schrecklich, in den Beichtstuhl zu treten, wo Sie keinen Pfennig bezahlen müssen und dem Stellvertreter Gottes gegenüber, den das Beichtgeheimnis und die Sündenvergebung unter ernste Verantwortung stellen und zur Verschwiegenheit bis in den Tod verpflichten, Ihre Sünden zu bekennen?"

"Für manche Leute ist das Beichten eine harte Nuß!" warf eine ältere Frau dazwischen, "Weil der Teufel dahinter steckt . . ."

"Nun hören Sie aber auf!" polterte der Vertreter los. "Der Teufel — der ist doch nur ein Kinderschreck! Kein vernünftiger Mensch glaubt doch mehr in unserem Jahrhundert an diese Spukgestalt!"

"Daß es einen Teufel gibt, lehrt uns das Wort Gottes, die Heilige Schrift und die Lehre der Kirche — oder wollen Sie diese auch nicht gelten lassen?"

Alle Augen richteten sich erwartungsvoll auf den Geschäftsreisenden. Dieser versuchte eine überlegene Miene aufzusetzen und meinte gelassen: "Meinetwegen — aber schließlich hat ihn noch niemand von uns gesehen."

"Richtig. Allein die Erfahrung der Menschheitsgeschichte lassen keine Zweifel über seine Existenz aufkommen — oder wollen Sie behaupten, daß die Kräfte des Bösen nicht bis in unsere Zeit herein wirksam sind? Gerade weil die Menschen nicht mehr an ihn glauben, kann der Teufel um so ungestörter seine Verführungskünste spielen lassen."

"Und wie fängt er das bei einem Beichtkind an?" Spott zuckte dabei auf.

"Ganz einfach. Zuerst schaut er sich sein Opfer an, denn eine tausendjährige Erfahrung steht ihm zu Gebote, um die entsprechende Rolle meisterhaft spielen zu können. Bei ängstlichen Gemütern bauscht er die Sünden ins Riesenhafte auf, schüchtert sie ein nimmt ihnen den Mut zum ehrlichen Bekenntnis. Bei starken Naturen geht er natürlich anders zu Werke. Den Tiger der Herrschsucht führt er als zahme Hauskaze vor, die giftige Schlange oder Unkeuschheit als harmlose Blindschleiche oder gar als reizende Eidechse, und für alle ungebändigten Triebe gibt er natürliche Erklärungen wie Bedürfnis und Notwendigkeit. Bei den hochmodernen Menschen aber hat er es ganz leicht: hier braucht er nur zu flüstern: Die Gebote Gottes sind Kinderglaube. Es gibt keine Sünde und keine Hölle — und jede Gewissensregung ist erstickt. Finden Sie es nicht außerdem merkwürdig, daß der Teufel allzeit zu sündhaften Reden verführt, zur Beichtzeit jedoch plötzlich zu sündhaftem Schweigen?"

Eine junge Frau schaltete sich jetzt in das Gespräch ein: "Ich bin protestantisch und stehe auf dem Standpunkt, daß wer den Mut hat, zu sündigen, auch den Mut haben soll, seinen Fehltritt vor Gott zu bekennen. Ob es aber gerade die Ohrenbeichte sein muß . . .?"

Der Mann in der Fensternische nickte und beugte sich leicht vor: "Vielleicht wissen Sie, daß vor Einführung der Ohrenbeichte für allgemein bekannte Sün-

---

Das Tier vergibt nicht, der Mensch aber ist nach Gottes Ebenbild geschaffen und darum geht er über die strenge Rechtlichkeit hinaus. Der Mensch vergibt, und in dem Augenblick, da er es tut, zeigt sich auf seinem Angesicht von Fleisch und Blut, auf dem erschaffenen Antlitz, das Ebenbild und die Ähnlichkeit Gottes, der ihn fähig gemacht hat zu vergeben.

Ernst Hello

den die öffentliche Beichte vor versammelter Gemeinde üblich war. Glauben Sie nicht, daß mit der geheimen Beichte eine wesentliche Erleichterung der Umkehr und Bekehrung geschaffen wurde? Die Reformation hob dann die Ohrenbeichte auf. Erst kürzlich aber hat nun der protestantische Bischof von Dänemark Fuglsang-Damgaard die persönliche Beichte als Herzstück der Seelsorge bezeichnet, und viele seiner Pastoren haben sich bereit erklärt, in ihren Kirchen Einzelbeichten entgegenzunehmen. Die Ohrenbeichte scheint also in der protestantischen Kirche wieder eine Zukunft zu haben. In unserer Zeit bricht eben erneut der Urtrieb des Menschen auf, der ihn in seiner Bedrängnis nach einem barmherzigen Ohr und Herzen suchen läßt, nach einem Menschen, der ihm tragen hilft und ihn aufrichtet sowie beim ewigen Richter für ihn eintritt."

Der Zug verlangsamte seine Fahrt. Der Fremde erhob sich, um auszusteigen. Neugierde zwang den Geschäftsreisenden zu einer letzten Frage: "Sie sind wohl Pfarrer?"

"Nein", antwortete der Fremde lächelnd. "Ich bin nur ein Heimkehrer zu Gott — aber man sollte nicht immer eine schwere Krankheit dazu brauchen. Gute Reise!" ⊢

Ganz klare Sache

Einem Rechtskandidaten wurde in der Prüfung folgender Fall zur Entscheidung vorgetragen: "Zwei Frauen haben gleichzeitig in einer Klinik Knaben geboren. Die Kinder sind von der Hebamme verwechselt worden. Was kann man da tun?"

Der Examinator erwartet einen Hinweis auf die moderenen Möglichkeiten einer biologischen Untersuchung.

Aber der Kandidat stellte eine Gegenfrage:

"Steht eindeutig fest, daß die Jungen vertauscht worden sind?"

"Ich sagte es doch schon", versetzte der Professor ungeduldig.

"Ja, dann würde ich sie eben wieder austauschen!" entschied der Prüfling.

Nur ein Zettel aus der Zeitung

Die Erzählung einer Begegnung

Von Nina Wiegert

Ich war einmal seine Schulfreundin, und er mein aufgeweckter, netter Junge und sehr gescheit. Nach dem Abitur verloren wir uns aus den Augen. Einige Jahre später traf ich ihn wieder. Er sah gut aus, etwas zu betont vielleicht. An seinem Arm hing ein Mädchen mit "Figur" und einem Gesicht, das von jeder Seite gleich aussah. Er stellte vor. Sie lächelte einmal rundherum, wie ein Automat, in den man ein Geldstück geworfen hat. Wir fragten dies und das, belangloses Zeug, wie man es bei solchen Gelegenheiten tut. Er sprach gewandt, forsch, aber seine Augen . . . seine Augen, die früher so froh und unternehmungslustig strahlen konnten, waren glanzlos, abgespannt.

Einige Zeit später traf ich ihn wieder. Er lud mich ein, und wir gingen in ein kleines Café. Durch die große Scheibe sah man auf die Straße und hinüber zu der kleinen, alten Rokokokirche, die ich so liebe.

Auf meine Frage erzählte er zuerst Unverbindliches, dann aber mehr und mehr Persönliches, und ich mußte feststellen, daß er zwar bereits das Leben in allen Höhenund Tiefen — wie er sagte — genossen, es aber darüber verloren hatte. Wenn ich ihn so ansah — ein richtiges Kind unserer Zeit. Spöttisch, hellwach, schnell und scharf zuschlagend mit seinem Urteil, ohne sich zu bemühen, andere zu verstehen. Was er sagte, war durchdrungen von der Überzeugung der Richtigkeit des Gesagten. Was er früher so einfach, so herzlich konnte, verzeihen und hilfreich sein, war ihm jetzt unverständlich geworden. Aug' um Aug', Zahn um Zahn, das verlangt die Zeit! Und wenn einer im Dreck steckt, soll er sehen, wie er rauskommt, wer hat mir geholfen! Das also war aus ihm geworden, und während er sprach, sahen seine Augen in eine undefinierbare Ferne, als suchten sie irgendwo einen Halt, Augen ohne Glanz, Augen einer Maske.

Es schlug zwölf Uhr Mittag. Die Glocken der kleinen Rokokokirche sandten ihre klingenden Grüße über die Dächer und in die Straßen der Stadt. Er wußte noch, daß ich die Glocken liebe und sah mich spöttisch an:

"Immer noch?"

Ich nickte:

"Ja, immer noch!"

Sein Blick hielt dem meinen nicht stand. Der Spott um seine Mundwinkel verrann. Etwas ratlos ließ er die Seiten einer Zeitung durch seine Finger blättern. Und auf einmal wußte ich es: Diese Maske war nur ein Schild, hinter dem er sich verbarg. Sie war Abwehr, Hochmut und Härte, um nicht die Not des Herzens zu zeigen, seines Herzens, mit dem er nichts mehr anzufangen wußte. Da fragte ich nach der Liebe in seinem Leben. Sein Mund verzog sich, und seine Augen sahen wieder über mich hinweg:

Liebe? Na ja, was ich brauche, habe ich, das hast du ja gesehen!" Ich mußte gehen. Er zahlte.

Als wir wieder auf der Straße standen, nahm er meinen Arm und ging einige Schritte neben mir her.

"Weißt du, das Leben, wir haben uns früher ja oft darüber unterhalten, ist eigentlich ein großer Mist! Entschuldige, wenn ich das so sage. Ich kenne keinen Sinn darin. Leben, leben, das ist alles — und sonst? Wo ist das wirkliche Leben, der wirkliche Mensch, mit seinem göttlichen Auftrag, wie wir es so schön gelernt haben?" Was sollte ich ihm sagen? Ich sah hinüber zu der kleinen Kirche. Vor ihrem Turm hing eine schwarze Fahne, Papst Pius war tot. Auch er sah hinüber, und

als erriete er meine Gedanken, sagte er leise:

“Das war vielleicht einer, einer unter vielen Millionen. Was ist das schon und was hilft es?”

Wir blieben stehen und verabschiedeten uns. Er sah mich an und verzog spöttelnd den Mund:

“Entschuldige den Moralischen, kommt selten vor!”

Und auf meine Zeitungen und Illustrierten deutend, die ich unter dem Arm trug:

“Hast du nicht eine für mich, ich muß noch ziemlich lange warten, bis ich mich wieder auf die Menschheit loslassen kann.”

Ich gab ihm, was er wollte.

“Merci, madame . . .”, lachte er . . .

“Solang!”

Ich ging.

Drei Wochen später. Auf meinem Weg durch den Park, nach Hause, rief jemand meinen Namen, rasche Schritte, plötzlich wurde ich von kräftigen Armen herumgewirbelt und — er stand vor mir.

“Na, du mein Schutzengel?’

Er strahlte über das ganze Gesicht. Ich konnte nicht begreifen: “Schutzengel, Schutzengel, wieso, was meinst du denn damit?”

Ich sah ihn an. War ein Wunder mit ihm geschehen? Er war wie ausgewechselt, gelöst und von einer alles überrollenden Freude. Er nahm mich an der Hand, und wir setzten uns auf eine der Bänke. Ich fragte: “Was ist denn los mit dir? Du bist so anders — ganz anders!”

Er sah vor sich hin:

“Ja, ich bin anders geworden, und schuld daran bist du und — das hier!” Er griff nach seiner Brieftasche und entnahm ihr fast zärtlich einen Zeitungsausschnitt.

Er reichte mir das Blättchen, und ich las “Gebet Pius’ XII.”

“Es ist mein Talisman geworden, kannst du dir das vorstellen? Eigentlich wollte ich gar nicht, aber dann las ich doch, einmal, zweimal, und jedesmal war es, als würde in mir eine Glocke anschlagen. Ich lernte es auswendig. Tja, das ist es nun!”

“Erinnerst du dich noch, daß du mir die Zeitungen gegeben hast?”

Ich nickte.

“Und da fand ich das! Das ist schuld an allem, an meiner Freude, an meiner Wandlung, wenn du so willst!”

Er nahm das Blatt wieder an sich. Wir standen auf und er gab mir die Hand.

“Jetzt hab’ ich es eilig, ich habe viel zu tun! Auf Wiedersehen, bis zum nächsten Mal!”

Ich sah ihm nach, dann wandte ich mich zum Gehen.

Zu Hause sah ich mir dieses Gebet einmal an. Da standen so schöne Sätze wie:

“Gott, mache aus mir ein Werkzeug des Friedens, gib daß da, wo der Haß wohnt, ich das Verzeihen bringe, wo die Zwietracht trennt, ich zur Eintracht binde. . .!” –

Ein nicht ganz junger Herr

Das hier folgende hübsche Geschichtlein ist dem Linzer Kirchenblatt entnommen. Für die Wahrheit verbürgt sich die Einsenderin — sie ist die Mutter des Kraftfahrers, der es erlebte.

Auf einer österreichischen Landstraße fährt ein schwerer Autolastzug im grauen, regennassen Herbstwetter. Irgend etwas stimmt nicht mit dem Motor. Der junge, baumlange Kraftfahrer hält am Straßenrand und beginnt den Fehler zu suchen. Sein junges Gesicht trägt die Spuren der Erschöpfung einer Tag- und Nachtfahrt von Antwerpen durch Belgien und Deutschland. Kurz vor dem heimatlichen Ziele kommt ihm diese Panne sehr zur Unzeit. Während er an seinem Wagen herumbastelt, hält plötzlich ein Motorradfahrer neben ihm — es ist ein nicht mehr ganz junger Herr, schwarz gekleidet, mit einer dunklen Baskenmütze auf dem Kopf. “Kann ich dir helfen?” fragt eine freundliche Stimme. Dankbar blickt der junge Mann in zwei gute Augen. “Gern, wenn du so freundlich sein willst”, antwortet er, denn er kann bei seiner Erschöpfung eine Unterstützung gut brauchen. Ganz natürlich kommt auch ihm das “Du” über die Lippen — unter Kollegen auf der Landstraße gibt es kein gesellschaftliches Protokoll. Der Fremde ist geschickt und der kleine Schaden mit seiner Hilfe bald behoben. Da der kalte Regen dichter fällt, stellt der Fremde sein Motorrad bei einem Hause ab und bittet den Lkw-Fahrer: “Nimmst mich ein Stückl mit?” “Ja, freilich”, lacht der, “spring nur hinein!” “Weißt”, sagt der Fremde, “mußt mich in . . . absetzen, ich hab’ dort zu tun, ich bin nämlich der Bischof von Linz.” Erschrocken ob seiner formlosen Anrede starrt ihn der Kraftfahrer an und sagt nur — Uj jegerl . . .” “Mach dir nichts draus”, sagt begütigend der Bischof, “haben mir schon viele du gesagt.” Dann fahren sie weiter durch die neblige Herbstnacht, der bischöfliche Kamerad von der Landstraße und der junge Kraftfahrer. Und sollte Se. Exzellenz zufällig diese Zeilen zu Gesicht bekommen, wird er wohl ein wenig schmunzeln und hoffentlich dem jungen Mann, der einen so gefährlichen Beruf ausübt, seinen bischöflichen Segen nachsenden. –

Mich dürstet

Das ganze Leben hindurch hat das Herz Jesu Durst und Sehnsucht gelitten — erst am Kreuz klagt es mit einem einzigen kurzen Wort —; denn auch die längste Dede könnte dieses Herzens Verlangen und Dürsten nicht beschreiben!

Alfred Riedel

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

13. Fortsetzung

Wieder kehrte die große Seherin in die Stille heim, aber ihre Seele trug Leid um den Kaiser.

*

In dn kommenden Jahren widmete sie sich mit ganz besonderer Liebe dem Konvent auf dem Rupertsberg. Jeder einzelnen ihrer geistlichen Töchter ging sie in Kummer und Sorge ihrer Seele nach. Keine war, die ihr Herz vor der mütterlichen Frau verschloß. Mit sanfter Hand wies sie allen den Weg zu der ewigen Gnade und Liebe.

Inniger und mächtiger wurde ihre Rede im Kapitelsaal. Jedes ihrer Worte brannte von tiefer, geheimer Glut. Wenn sie von der göttlichen Liebe und Schönheit sprach, versagte ihr manchmal die Sprache. Zu matt und abgegriffen erschien ihr jedes Wort. Wie konnte man in der welken Rede des Alltags von der Fülle des Lichtes sprechen, das ihre Seele durchwogte. So geschah es, daß Hildegard eine neue Sprache schuf, deren sie sich fürderhin bei ihren Ansprachen an den Konvent der Nonnen bediente.

Dem Oberflächlichen mag Hildegards Sprache als leere Spielerei erscheinen; wer aber weiß, daß das Wort höchstes Sinnbild und stärkster Ausdruck der zeugenden, formenden Kraft ist, der mag ahnen, welch heiliger Ernst es der Äbtissin auch mit ihrer unbekannten Sprache war, der sich bald eine unbekannte Schrift zugesellte.

Im Konvent auf dem Rupertsberg begann bald ein eifriges Lernen und Lehren. Selbst die kleinen Oblatinnen fragten sich gegenseitig die seltsam klingenden Wörter ab: Aigonz — Gott; Livionz — Erlöser; Diveliz — Teufel; Manz — Mutter; Chrizia — Kirche; Stalicholz — Altar; Blanzio — Speisekelch und hundert andere. Nicht wenig stolz waren sei, wenn sie sich dann in Gegenwart anderer in einer Sprache unterhalten konnten, die niemand außerhalb des Klosters verstand. Aber auch unter den Nonnen mochten nur wenige ahnen, welch tiefe Glut der großen Seherin in ihren neuen Worten geheimnisvoll aufstrahlte.

Immer mehr, je älter sie wurde, wuchs ihr ein großes Anliegen ans Herz, das ihren geistlichen Töchtern stets aufs neue zu predigen sie nicht müde wurde: Die Freude sollte auf dem Rupertsberge nimmer ausgehen.

"Wen Gott mit seiner Liebe überschüttet, der darf nicht traurig sein", wiederholte sie stets. "Alle Freude aber muß dort ihren Anfang nehmen, wo der Quell alles Lebens und jeglicher Freude rauscht, beim Herzen Gotes im höchsten Sakrament."

Einmal im Monat trat sie, der Gewohnheit ihrer Zeit folgend, mit ihren Töchtern zum Tisch des Herrn. Das war dann stets ein Fest der hohen Freude, und Hildegard war besorgt, daß die Klosterkirche an diesem Tag in aller erdenklichen Pracht erstrahlte.

Dennoch vergaß die so ganz der Seele zugewandte Ordensfrau die äußere Vollendung des Klosters nicht. Mächtige Wirtschaftsräume ließ sie erbauen, keinen Stall und keine Scheune gab es auf dem Rupertsberg, um die sich die Äbtissin nicht gekümmert hätte. Mit eigener Hand grub sie einen Brunnen, dann ersann sie eine Vorrichtung, welche durch Tonröhren fließendes Wasser in die Stallungen, Küche, Wäscherei und Backstube hineingeleitete.

In jenen Jahren faßte Hildegard den Entschluß, für den stets wachsenden Konvent ein Tochterkloster jenseits des Rheines zu gründen. Das Chorherrenstift zu Eibingen, das seit einigen Jahren von seinen früheren Bewohnern verlassen war, schien ihr die geeignetste Stätte für ihre Pläne zu bieten.

*

Das Jahr 1164 brachte Hildegard einen herben Verlust. Die Nonne Jutta, mit der sie durch sechs Jahrzehnte in Eintracht und Liebe zusammengewohnt hatte, lag im Sterben. Die wackere Ordensfrau fürchtete den Tod nicht.

"Gott wird sich meiner gnädig erbarmen", meinte sie vertrauensvoll. "Im Leben hat Er es gut mit mir gemeint, besser, als ich es verdient hab! Im Sterben wird Er mich nicht von sich stoßen!"

Ein Lächeln ging über ihr von hundert Falten zerknittertes Gesicht.

In tiefer Andacht empfing sie am andern Morgen den Leib des Herrn und die heilige Ölung. Als aber Pater Volmar seine Gebete beendet hatte und sich zum Gehen wandte, richtete sich Jutta noch ein wenig auf und sagte:

"Nun möchte ich bloß wissen ob das damals mit dem Stein in der Pflaume seine Richtigkeit hatte oder nicht. Sagt mir das noch, Pater Volmar!"

"Das war leider nicht richtig", lächelte der Priester und wurde rot. „Es hieß wirklich Schlauch im Frühreif!"

"Na wenn's so ist, dann ist es gut. Dann kann ich ruhig sterben!"

So hatte die letzte Frage, die Jutta an diese Welt stellte, ihre Antwort gefunden, und es schien, als hätte sie nun ihre Augen zum ewigen Schlaf zugetan. Aber noch einmal richtete sie sich empor, schaute die Äbtissin ernst an und sagte:

"Der Gerhard von Rusteberg macht mir Sorge. Ihr wißt, unser Meßdiener, der seit drei Jahren als Scholar bei den Deutzer Mönchen ist. Habt acht auf ihn, Mutter

Hildegard! Er ist ein guter Junge, aber er hat zuviel Musik im Blut, und das taugt nicht!"

Das war Juttas letzte Mahnung. Dann hatte sie auf dieser Welt nichts mehr zu bestellen. In den Armen der Äbtissin verschied sie heiteren Angesichts. Ihren Leib senkte man in die blühende Erde, und über ihrem Grab sangen die Vögel ihre schönsten Lieder.

Dem Konvent auf dem Rupertsberg aber war es, als schiene die Sonne seit Juttas Tod nicht mehr so hell.

*

Im gleichen Jahr starb zu Lucca in Italien Viktor IV., der falsche Papst. Wohl mochte der Kaiser, der Mahnungen Hildegards eingedenk, darauf sinnen, der Kirche Einigkeit und Frieden zurückzugeben, aber Reinald von Dassel, der Kanzler, trieb ihn dazu, einen neuen Gegenpapst aufzustellen, der den Namen Paschalis III. annahm. So klaffte abermals die Wunde im Herzen der Kirche, und alle, die guten Willens waren, trugen mit an ihrem Schmerz.

Hildegard hörte nicht auf, mit ihren Nonnen Gott um Gnade für Kaiser, Reich und Kirche anzuflehen. Wenn ihr aber im Glanz des lebendigen Lichtes die Zukunft entdunkelt ward, schlug sie die Hände vor ihr Angesicht und schrie auf vor Schmerz.

Mordbrenner im Land.

Es war am ersten Pfingsttag des Jahres 1165. Im Glanz unzähliger Blumen und Lichter leuchtete die Klosterkirche auf dem Rupertsberg. Pater Volmar, der Propst, wandte sich, das goldene Ziborium in den Händen, dem Chor der Schwestern zu, hob in das heilige Licht die schimmernde Hostie und sprach:

"Ecce Agnus Dei! — Seht das Lamm Gotes, das hin wegnimmt die Sünden der Welt!" Dreimal klang silbern das Glöcklein am Altar. Dann schritt der Konvent der Benediktinerinnen zur heiligen Gottestafel. Strahlend weiße Gewänder trugen sie nach ihrer Gewohnheit, einen blühenden Kranz auf leuchtendem Schleier, dessen Stirnseite mit dem Bild des makellosen Lammes geschmückt war.

Wie die Prozession, die Sankt Johannes in der geheimnisvollen Offenbarung geschaut, ging es dem Priester durch den Sinn, als er jetzt die Altarstufen hinabschritt.

Ein wundersames Klingen kam von der Orgel, wo der Kantor Hugo all seines Herzens Flehen zu dem Hocherhabenen im himmlischen Sakrament auftönen ließ.

Gesenkten Blickes, die Wangen von Andacht und Freude gerötet, schirtten die Oblatinnen zum heiligen Gottestisch, der junge stets neue aufsprießende Frühling vom Rupertsberg. Ihnen folgten die Nonnen, von den jüngsten bis zu den ältesten alle in bräutlichem Schmuck; denn im Reiche Gottes gibt es kein Altern, sondern nur ein Reifen. Als letzte nahte sich die Äbtissin der heiligen Tafel. Ein wenig von der Last und dem Leben der Jahre gebeugt war der Gang der fast siebzigjährigen, dennoch trug auch ihr Haupt des Frühlings blühenden Kranz, ging doch ihr Weg zu jenem Brot, welches das Leben in nie versiegender Fülle enthält.

Der Priester am Altar beendete die heilige Feier. Die Orgel aber erbrauste noch einmal zu hohem pfingstlichen Jubel, und in ihr strahlendes Klingen sang der Chor der Nonnen die Hymne, die Hildegard zu des Heiligen Geistes leuchtendem Fest ersonnen hatte:

"Feuergeist! Preis Dir! Du klingest mit Harfen und Zymbeln.
Durch Dich erglühet der Menschen Geist, und das Gezelt ihrer Seelen trägt Deine Kraft.
Du entflammest den Willen, Du durchwehest die Seele und gibst ihr die Sehnsucht als Leuchte.
Du bist das Schwert, das der Sünde Verhängnis zerschneidet.
Darum tönt Lobpreis Dir von jeglichem Geschöpf, das durch Dich lebt; denn alle Wunden wandelt Dein köstlicher Balsam in strahlenden Schmuck.
Nun aber, Geist, schar uns um Dich und führ uns in Gnaden den richtigen Pfad. Amen."

Das Lied verklang, und der Jubel der Orgel verstummte. In Schweigen noch beteten die Schwestern. Hildegard aber hatte das Gesicht in ihre Hände vergraben. Nicht wie sonst erfüllte die hohe Freude des Tages ihre Seele, Trauer und Sorge drückten sie nieder. Seit langem schon sah die Äbtissin das Verhängnis, das abermals drohend wie die Sturmwolken am Himmel emporstieg.

Auf dem Fürstentag zu Würzburg hatte Konrad geraten, sich mit Alexander III. auszusöhnen, und als Friedrich, von seinem Kanzler bestärkt, in Auflehnung gegen den rechtmäßigen Herrn der Kirche verharrte und von seinen Fürsten Anerkennung des Gegenpapstes verlangte, hatte der Wittelsbacher sich geweigert, da er das Recht auf Alexanders Seite erkannte. Es war dem Mainzer Erzbischof nichts anderes übrig geblieben, als vor dem Groll des Kaisers zu fliehen. Nun aber würde Friedrichs Zorn das Erzstift treffen, so ahnte es die Äbtissin auf dem Rupertsberg, und darum war ihr Herz schwer von Leid.

Mitten in das stille Beten der Nonnen hallte plötzlich schwerer Glockenton. Von Bingen her kam das Geläut. Aber es klang nicht nach Festruf. Was da im Dröhnen der Glocken aufschrie, war Not und Gefahr. Die Sturmglocken läuteten von den Türmen Bingens, und bald stimmten die Notrufer aus den umliegenden Dörfern und Klöstern in den angstvollen Klang mit ein.

Eilig verließ der Konvent das Gotteshaus, um an Fenstern und Mauerzinnen Ausschau zu halten. Da wurde freilich bald offenbar, warum überall die Glocken aufheulten wie in der Not des Todes.

In die heilige Stille des Pfingstfestes hinein war ein Sturm von Not und Verderben gefahren. Wilde Kriegshorden ritten unter den Fahnen des schrecklichen Landgrafen Ludwig von Thüringen durch das blühende Land am Rhein. Vergebens suchten die Binger, aus der friedlichen Ruhe des Festes jäh aufgeschreckt, ihre Stadt zu verteidigen. Ehe sie sich gewappnet und die Mauern erstiegen hatten, sprengten die Reitenden schon die Tore. Was ihnen in den Weg kam, stießen sie mit ihren Lanzen zu Boden. In das Gedröhn der Glocken gellte der Schrei der Verwundeten, die in ihrem Blut zu Boden sinkend, vom Huf der Rosse zerstampft wurden. Jählings, mit einem letzten, schweren Schlag, verstummte eine Glocke nach anderen. Von einem Klostertürmchen noch rief bis zuletzt eine wimmernde Stimme. Dann schwieg auch sie. Die Hoffnung hatte keine Zunge mehr. Nur der Tod noch erbrauste in den Straßen der unglücklichen Stadt.

Mit todbleichen Gesichtern verfolgten die Nonnen auf dem Rupertsberg das furchtbare Schauspiel. Jäh aber schrien sie auf, als plötzlich zwischen dem Gewirr der Häuser Bingens eine Flamme aufschlug, die bald von Dach zu Dach züngelte, bis schließlich helle Lohe zum Himmel stieg.

"Hilf Gott, sie sengen und brennen!" jammerten die

Nonnen, von denen einige liebe Angehörige in der Stadt wußten. In Bingen lähmte das Entsetzen jede Hand. Stunde um Stunde wütete das Feuer, ohne daß sich eine Hand erhob, ihm Einhalt zu tun. Erst als die schrecklichen Reiter, selber vor den Flammen fliehend, die Stadt verließen, rannten die Bürger, den Brand zu löschen.

Die thüringischen Mordbrenner aber ritten über den Rhein nach Rüdesheim und Geisenheim, und bald kündete blutiger Feuerschein, daß sie auch hier furchtbare Arbeit getan hatten.

Eine Unglücksbotschaft nach der anderen kam, von schreckenbleichen Boten überbracht, auf dem Rupertsberg an. Das Stift Eibingen hätten die Reitenden angezündet, auf die Abtei Eberbach sei der rote Hahn gesetzt. Kein Kloster sei im Rheingau und in der Pfalz, das sie verschonten. Weder der Frauen noch der Kinder erbarmten sich die tollen Horden, noch nähmen sie Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes und Alter und Würde der Personen.

"Wir müssen an unsere Rettung denken", sagten die Nonnen bebend. Aber Hildegard antwortete:

"Wir müssen daran denken, den Armen zu Hilfe zu kommen!"

Wirklich stieg am Nachmittag ein Zug den Weg in die brennende, halb zerstörte Stadt Bingen. Sie hoben die Verletzten auf, die stöhnend zwischen Schutt und Trümmern lagen, verbanden ihre Wunden, reichten ihnen stärkende Labung, trugen sie in die Häuser, die der Vernichtung entgangen waren.

Irgendwo stießen sie auf einen Trupp plündernder Soldaten. Die wilde Horde, die sich durch das Auftreten der Nonnen in ihrem Diebeshandwerk gestört sah, fuhr sie mit wütendem Geschrei an. Einer von ihnen, ein junger Bursch, der eine tiefe Narbe auf der Stirne trug, hob gegen die Äbtissin die Faust. Aber Hildegard sagte in großer Ruhe:

"Schlag zu, mein Freund, aber schone die Unschuldigen, die durch euer Verbrechen schon elend genug geworden sind!" Vor dem Blick mehr als vor dem Wort der Äbtissin zerbrach der traurige Mut des wilden Gesellen. Er ließ die Faust sinken, und bald darauf schlich er mit seinen Kumpanen knurrend von dannen.

Das war ein schreckliches Pfingsten. Die Nacht zum zweiten Feiertag war taghell von den Bränden, die überall im Rheingau wie Riesenfackeln aufloderten. Die Nonnen gönnten sich keine Ruhe in dem großen Werk der Liebe. Erst am anderen Mittag kehrten sie totmüde zu kurzer Rast auf den Rupertsberg zurück.

Kaum waren sie in ihrem Kloster angelangt, als wilde Schläge gegen das Außentor donnerten. Die Nonne, die den Dienst an der Pforte versah, hütete sich aufzutun. Aber bald zerbrachen die Torflügel unter den zornigen Stößen, und eine Horde thüringischer Mordbrenner drang in den Klosterhof.

"Heraus, was ihr an Schätzen bergt!" schrie eine häßliche Stimme. "Und beeilt euch, sonst fliegt euch der rote Hahn aufs Dach!"

Während sich aber die übrigen Nonnen voll Angst und Grauen verborgen hielten, schritt Hildegard den Eindringlingen ruhig entgegen.

"Im Namen Gottes befehle ich euch, verlaßt das Kloster, das Gottes Eigentum ist!"

Eine Weile verstummte Lärm und Geschrei, und es schien, als wollten die Gewalttätigen vor der Erscheinung der seltsamen Ordensfrau zurückweichen. Da aber gellte spöttisches Gelächter. Der Soldat mit der Stirnnarbe stieß einen lästerlichen Fluch aus und schrie:

"Einmal hat uns die Hexe vertrieben. Ein zweites Mal wird es ihr nicht gelingen. Vorwärts in die Kirche und Sakristei! War selbst einmal Klosterscholar und weiß, wo das Mönchs- und Nonnengeschmeiß seine Kostbarkeiten verbirgt."

Ein wildes Jauchzen war die Antwort. Schon drangen die Banditen dem Kirchenchor zu, als Hildegard ihnen abermals entgegentrat.

"Ehe ihr auf dem Rupertsberg zu plünndern und zu sengen beginnt, lest zuvor diesen Brief", sagte sie mit solcher Ruhe und Sicherheit, daß der Narbige verwirrt nach dem Pergament griff und seine Augen über Schrift und Siegel gleiten ließ.

"Höllenteufel!" knirschte er, während sein Gesicht sich verfärbte. "Ein Schutzbrief des Kaisers! Das könnte uns den Hals kosten! Der Rotbart läßt nicht mit sich spaßen! Wer hier etwas anrührt, kann mit des Seilers Tochter Hochzeit feiern!" rief er seinen Gesellen zu, und murrend verzog sich das Kriegsvolk.

Die Nonnen aber sangen in der Klosterkirche das Te Deum.

Drei Wochen hausten die Thüringer im Mainzer Erzstift. Dann aber rotteten sich Bauern und Bürger im Rheingau und in der benachbarten Pfalz zusammen. Dreschflegel und Gabeln und Sensen holten sie aus den Scheunen, Eisenstangen, Äxte und Schmiedehämmer aus den Werkstätten, und bald war eine staatliche Schar beisammen, entschlossen, mit dem Gesindel der Mordbrenner aufzuräumen. Aus mancher Burg am Rhein und Nahe stießen Grafen und Ritter mit ihren Mannen zu ihnen, und an einem hellen Sommermorgen kam über die Thüringer blutige Vergeltung. Gar mancher der Banditen färbte mit seinem Blut die rheinische Erde, der Rest entkam in wilder Flucht. Mancher der Bürger und Bauern zahlte die wackere Tat mit dem Leben, dem Rheingau aber ward Friede und Ruhe wiedergeschenkt.

Erst als die wilden Reiter sich verzogen hatten, sah man die Wunden, die der Überfall dem Binger Land geschlagen hatte. Die Nonnen auf dem Rupertsberg, deren Kloster als einziges dem Verderben entgangen war, leisteten übermenschliche Arbeit, der Not nach Kräften zu steuern. In Scharen stiegen die Hungrigen und Nottragenden in diesen Wochen den Rupertsberg hinan. Hildegard ließ allen Brot und Hilfe geben, und die Spinnräder und Webstühle des Klosters standen nicht mehr still, um den Ausgeplünderten wenigstens für den bevorstehenden Winter wärmendes Gewand zu schaffen. Den betroffenen Klöstern sandte die Äbtissin tröstende Briefe, in denen sie sie ermahnte, das schwere Kreuz ergeben und mutig zu tragen.

Als die Not des Winters überstanden war und die ersten Veilchen blühten, trat Hildegard abermals eine Reise an, die sie dieses Mal rheinabwärts führen sollte.

In schneller Fahrt ging es an des Stahleckers Burg vorüber auf Boppard zu, wo Hildegard, von Hiltrud begleitet, das Frauenkloster auf dem Marienberg besuchte. In Koblenz sprach sie beim Propst von St. Kastor vor, dem sie in schwerer Bedrängnis den Blick zu den ewigen Dingen lenkte. Weiter steuerte das Schiff durch das breite Rheinbecken nach Andernach. Herzlich ward sie von Taxwindis, der Äbtissin des Kanonissenstiftes St. Marien, willkommen geheißen.

Noch nicht lange weilte Hildegard in dem gastlichen

Haus, als ein armes Bäuerlein inständig verlangte vor sie geführt zu werden.

Verlegen drehte es sein Käpplein in der Hand, als es vor der Äbtissin stand, und demütig begann es zu stammeln:

"Nehmt mir das nicht übel, heilige Frau! Aber mich treibt halt ein großämchtiges Anliegen zu Euch hin. Da ist mir vor acht Tag ein Soldat todkrank ins Haus hineingewankt und bat um Christi heiliger Wunden willen, ich möcht ihn aufnehmen. Da hat mein Weib gesagt: nimm ihn, Jörgel, einen Elenden stößt kein Christenmensch von der Tür weg, hat sie gesagt. Na, und dann sind mein Weib und ich ins Heu gekrochen und haben den Kranken in unsere Bettstatt gelegt, und mein Weib hat ihm aufgewartet, wie sie's nur konnte. Aber es will mir gar scheinen, der schnauft nit mehr lang. Und da hab ich nun gehört, Ihr wäret gar so eine große Ärztin und könntet jede Krankheit heilen. Da hab ich mir gedacht, wenn die Frau Äbtissin mal nach ihm schauen möcht, so könnt der Soldat halt doch wieder gesund werden. Es ist doch noch ein gar so junges Blut! Und da bin ich halt!" Das Bäuerlein war recht in die Hitze gekommen bei der langen Rede und wischte sich mit einem großen Tuch den Schweiß von der Stirn. Hildegard aber sah ihn freundlich an und sagte:

"So viel Nächstenliebe wird Gott nicht unbelohnt lassen Ich komme!" Ohne Zögern machte sie sich mit Hiltrud auf wanderte, von dem Bäuerlein geführt, zum Tor von Andernach hinaus, Bald waren sie am Ziel. Als die beiden Nonnen in die niedrige Stube eintraten und der Fiebernde aus den Kissen emporfuhr, vermochte Hiltrud einen schrei der Überraschung nicht zu unterdrücken. Der Soldat trug über seiner Stirn eine mächtige Narbe.

Hildegard aber trat ohne Zaudern an das arme Lager und legte dem Kranken die Hand auf die Stirn.

Der Soldat riß die Augen auf, starrte die Äbtissin entsetzt an und röchelte mit totmatter Stimme:

"Die Nonne vom Rupertsberg!" Irr griff seine Hand nach der Kehle, dann ächzte er, von Grauen geschüttelt: "Seid Ihr gekommen, mich sterben zu sehen?"

"Du wirst nicht sterben, mein Freund", sagte Hidegard gütig. "Gottes Hand hat dich getroffen, aber es geschah nicht zum Tode, sondern zum Leben!"

"Zum Leben?" keuchte der Kranke.

"Ja, zum Leben! damit deine Seele lebe, schlug Gott deinen Leib!"

Schwer gingen die Atemstöße des Fiebernden.

"Hast du eine Mutter?" fragte Hildegard.

"Meine Mutter starb, als ich geboren ward", kam bebend die Antwort.

"So will ich deine Mutter sein", sprach Hildegard mit großer Milde.

Sorgsam wischte sie dem Fiebernden den Schweiß von der Stirn. Dann trat sie zum Herd, schürte das Feuer und kochte einen heilkräftigen Trank. Mit großen Augen folgte der Kranke jeder ihrer Bewegungen. Ihm war, als geschähe ein Wunder.

Nachdem er den Trank genommen, den Hildegard ihm mütterlich gereicht, fiel er bald in Schlummer. Als er erwachte, war eine lange Nacht vergangen. Aber Hildegard saß immer noch an seinem Lager.

"Ihr seid noch hier?" fragte er und wischte sich über die Augen, ob nicht ein Traumbild ihn narre.

Freilich entgegnete die Äbtissin lächelnd. "Und ich werde bei dir bleiben, bis du genesen bist."

Da sank der Kranke, der sich erwachend aufgerichtet hatte, wieder in die Kissen zurück und schaute die Nonne lange Zeit schweigend an. Dann sagte er leise:

"Mutter!" Und abermals schloß er die Augen.

"Sie ist eine Heilige!" flüsterte die Bäurin ihrem Mann, der am Abend von der Feldarbeit heimkehrte, heimlich zu. "Mir ist, als sähe ich die hochheilige Gottesmutter selber."

"Sie ist eine Heilige!" sprach der Bauer nach und trat ehrfürchtig in die Stube, wo Hildegard abermals dem Kranken einen Heiltrank reichte.

Noch eine Nacht wachte sie an seinem Lager. Am nächsten Morgen verließ sie in aller Stille das Haus. Der Soldat, der an diesem Tag völlig fieberfrei erwachte, sah statt ihrer einen Priester an seinem Lager.

"Die Äbtissin vom Rupertsberg schickt mich zu dir, mein Freund", sagte der Geistliche, ein weißhaariger Herr mit freundlichem Gesicht, und schaute den Kranken gütig an. "Sie sagt, was jetzt noch bei dir zu heilen sei, könne nur durch Priesters Hand geschehen."

Als die beiden Nonnen sich wenige Tage später wieder auf den Weg machten, sahen sie einen Mann aus den Toren Andernachs wandern, der eine große Narbe auf seiner Stirn trug. Wohl waren die Wangen bleich und hohl, aber in seinem Herzen war Frieden und Freude im Übermaß.

Ein kurzer Weg führte die beiden Nonnen zu dem herrlichen Kloster am See, zur Abtei Maria-Laach. Voll tiefer Ehrfurcht hob Hildegard ihre Augen zu den mächtigen Türmen der Kirche.

"Gott hat eine feste Burg in die Wälder der Eifel gesetzt", sagte sie. "Mag Er durch sie das stille Land in Seine gnädige Hut nehmen."

Eine kranke Frau fand hier bei der großen Ärztin Heilung.

Bonn, die freundliche Stadt bei den sieben Hügeln, war ihr nächstes Ziel. Der Propst von Kassius und Florentius nahm sie in hoher Ehrfurcht auf. Bei den Stifsdamen zu Dietkirchen gönnten sich die Nonnen vom Rupertsberg einige Tage glücklicher Ruhe. Dann wanderten sie der Abtei Siegburg zu, wo die Mönche über ihren Besuch sich glücklich zeigten.

Wieder aber griffen die beiden Nonnen zum Wanderstab und pilgerten dem Hauptziel ihrer Reise entgegen, der Stadt mit den drei Kronen, dem heiligen Köln.

Die Stadt mit den drei Kronen.

Der Wirt zum goldenen Ochsen in der Trankgasse zu Köln war bei seinen Fässern eingeschlafen und schnarchte, ohne sich durch den Lärm der kneipenden Scholaren stören zu lassen.

"Wir müssen allen Dingen auf den Grund kommen, sagt der Magister Rudolf", gröhlte eine heisere Stimme. "Dem Faß sind wir noch nicht auf den Grund gekommen."

Gelächter lohnte den Scherz. Die Humpen wurden gefüllt und geleert, krachten gegeneinander, donnerten auf die Tische.

"Bruderherz, Bruderherz!" lallte ein Flaumbärtiger und sank seinem rechten Nachbarn an die Brust. "Ich liebe dich, Bruderherz." Der aber schob ihn so nachdrücklich von sich, daß er nun seinem Nachbarn zur Linken in die Arme fiel.

"Besoffenes Schwein!" grunzte der, und stieß ihn ebenso fort. Da kollerte der Flaumbärtige unter den Tisch, wo er sogleich zu schnarchen begann. Aber keiner kümmerte sich um ihn.

"Wir sind dem Faß noch nicht auf dem Grund, und wir müssen allen Dingen auf den Grund kommen, sagt der Magister Rudolf", blökte abermals der Heisere und brach in gackerndes Gelächter aus, das aber bald darauf in einem Rülpsen endete.

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und ein hochgewachsener Mann trat in die Stube ein.

"Hei, holla, der Erzpoet!" schallte es ihm entgegen. "Jetzt wird's lustig."

Der aber blieb bei der Türe stehn, stemmte die Hände in die Hüften, nickte ein paarmal und sagte mit dröhnender Stimme:

"Na, ihr scheint mir in der rechten Verfassung, Brüder! Ihr opfert euch ja mit Haut und Haaren dem alten Götzen Cambrinus!"

"Man muß allem auf den Grund gehen", kicherte der Heisere wieder, "und sollten wir dabei selbst zu Grunde gehn! Hier, Bruder Archipoeta, trink!" Damit reichte er ihm einen vollen Humpen. Aber der Erzpoet schüttelte sich nach dem ersten Schluck und lachte:

"Kein Wunder, wenn ihr an dem Surius zugrunde geht! Aber hier, Brüder, seid lustig!" Damit knallte er einen Beutel auf den Tisch. "Mein Herr, der Kanzler, hat sich meiner Armut wiederum huldreichst erbarmt. Nun soll ein edlerer Stoff durch eure Gurgeln fließen als dieser Säuerling." Donnerndes Hallo war die Antwort. Der Erzpoet aber rüttelte den schnarchenden Wirt wach.

"He, munter, goldener Ochse! Und füll uns die Humpen mit Johannisberger Sechziger! Deinen Surius kannst du den Schweinen in die Tröge schütten, das gibt saftige Schinken." Verschlafen glotzte der Wirt den Dichter an. Erst als der ihm mit seinen Goldfüchsen in die Ohren klimperte, wurde er ganz wach und schlurfte in den Keller.

Bald darauf füllte der köstlichste Wein die Humpen, der jemals auf den Hügeln am Rhein gewachsen.

Abwechselnd tranken die Scholaren auf den Kanzler, den Erzpoet und den Sechziger, über den sie, soweit sie dazu noch fähig waren, ihre Lobsprüche hinaussprudeltenn.

"Anno sechzig hat das Weingeigerlein in den Bergen musiziert", lallte ein schlanker Siebzehnjähriger und strich sich die schwarzen Locken aus der Stirn.

"Du mit deinem Weingeigerlein, Phantast!" gab ein anderer lachend zur Antwort. "Übrigens, Archipoeta, schau dir das Brüderlein an! Wir haben ein neues Füchslein gefangen. Gerhard von Rusteberg heißt es und stammt aus Bingen. Hält mehr von Musik und Trunk als von den Schweinslederbänden des Scholasters Rudolf."

"Recht so, mein Sohn!" sagt der Erzpoet mit seiner dröhnenden Stimme und schlug dem Füchslein seine breite Hand auf die Schulter. "Spül dir nur den Staub der alten Scharteken aus der Kehle. Wirst mal ein guter Pfaff, wenn du tüchtig zu trinken weißt."

"Sing uns ein Lied, Erzpoet!" schrie jetzt einer aus der Bande, und andere stimmten jubelnd zu.

"Na dann horcht zu", lachte der Hofdichter des Kanzlers. "Ich sing euch ein paar Strophen aus meiner Beichte!"

"Muß eine spaßige Beichte sein, die man beim Humpen in Versen singt", gröhlte es aus dem Chor der Trunkenen. Aber der Erzpoet langte die Fiedel von der Wand, hockte sich auf ein Weinfaß hin und begann nach ein paar lustigen Akkorden zu singen:

Meum est propositum
In taberna mori,
Ut sint niva proxima
Morientes ori!

In der Schenke will ich einst
Endigen mein Leben,
Mit dem letzten Tropfen Wein
Soll mein Geist entschweben.
Mir zur Seite will als Freund
Einen Krug ich haben,
Und im Keller möget ihr
Meinen Leib begraben.

Die Horde der Scholaren wiederholte mit brüllender Begeisterung die Endverse:

Und im Keller möget ihr
Meinen Leib begraben.

Und wieder griff der Erzpoet in die Saiten:

Heil dem Mann, aus dessen Grund
Dieser Nektar stammet!
Becher her! Sie sind das Licht,
Das den Geist entflammet.
Wasser wird ein kluger Mann
Nicht zum Feuer gießen;
Darum laßt, Herr Wirt, nicht drein
Euren Brunnen fließen.

Über jene Toren kann
Ich nur herzlich lachen,
Die in Hunger, Durst und Not
Ihre Verse machen.
Heute habt ein wenig Werk
Dürstend ihr gedichtet,
Morgen hat an euch der Tod
Schon sein Werk verrichtet.

Wenn in stolzer Ruhmesgruft
Man euch hat begraben,
Will als einzig Denkmal ich
Einen Weinkrug haben.
Mit dem letzten Tropfen erst
Soll mein Geist entschweben,
In der Schenke will ich einst
Endigen mein Leben!

Da stampften die Füße und donnerten die Humpen, und der wilde Chor fiel tosend ein:

In der Schenke will ich einst
Endigen mein Leben.

Der Flaumbärtige, der unter den Tisch gesunken war, erwachte bei dem tollen Gelärm und kroch verstörten Angesichts wieder empor. Einer der Kumpane reichte ihm lachend den vollen Becher.

In das Toben der Zechenden fiel plötzlich starkes Geläute. Von St. Martin, von St. Märgen, von Cäcilia, vom Dom dröhnten die Glocken. Erstaunt horchten die Scholaren. Aber der Erzpoet lachte:

"Wißt ihr's denn nicht? Heut steht eine Nonne auf der Domkanzel und predigt gegen die Ketzer, die sich seit einiger Zeit in unsere Stadt eingefressen haben wie die Mäuse in den Speck. Sehr wacker von der Nonne, daß sie gegen die Halunken donnert, die uns Spiel und Wein und Gesang nicht gönnen. Auch den Pfaffen soll sie anderswo wie Gottes heiliges Gewitter um die Köpfe gefahren sein, und in Köln wird sie's nicht anders halten; denn auch hier lieben sie guten Tisch und wackeren Trunk mehr als Fasten und Wachen."

"Wie heißt die Nonne?" schrien ein paar Stimmen.

"Hildegard", antwortete der Erzpoet. "Den Teufel hat

sie im Leib. Beim Kaiser war sie sogar auf der Ingelheimer Pfalz und hat ihm den Star gestochen. Mein Herr, der Kanzler, hatte Mühe genug, ihm die Flausen wieder auszutreiben, die sie dem Rotbart in den Kopf gesetzt hat. Teufelswild ist er auf sie und fürchtet sie mehr als alle Städte in der Lombardei."

"Hildegard?" stammelte Gerhard von Rusteberg. "Die Äbtissin vom Rupertsberg?"

"Dieselbe, ja!" gab der Erzpoet zur Antwort.

Da fuhr der Schwarzlockige auf, blitzte den Sänger aus flackernden Augen an und schrie:

"Ich will nicht, daß ihr eure scmutzigen Schnäbel an ihr wetzt, verstanden?"

Wilder Lärm tobte auf.

"Was will das Füchslein?" brüllte die Bande. "Dir spukt wohl dein Weingeigerlein im Gehirn, weil du den Sechziger nicht vertragen kannst."

"Ich will nicht, daß ihr sie besudelt", schrie Gerhard noch zorniger und versuchte, am Tischrand festen Halt zu gewinnen. "Sie ist zu rein, als daß eure schmierigen Mäuler ihren Namen nennen dürfen."

Wütend heulte die tolle Bande, als wären die Worte des Schwarzlockigen Peitschenhiebe, die sie ins Gesicht getroffen. Etliche drangen mit geschwungenen Humpen auf ihn ein. Der mit der heiseren Stimme aber rief:

"Laßt doch das Füchslein, es ist besoffen! Lauf nur zu deiner Hildegard, Bruderherz! Sie wird sich freuen, dich in ihrer Predigt zu sehen."

"Ich pfeife auf eure Brüderschaft", schrie Gerhard von Rusteberg. "Ihr seht mich hier nie mehr wieder!" Damit wankte er zum Ausgang und knallte donnernd die Tür hinter sich zu.

*

In der mächtigen Domkirche stand Hildegard, den Äbtissinnenstab in der Hand, und predigte einer unzählbaren Menge, die ihr atemlos lauschte. Sorge und Schmerz lag in ihren Augen, als sie von dem schleichenden Unheil sprach, das in Köln, mehr als in allen anderen deutschen Städten, den wahren Glauben bedrohte. Die Tabernakellichter würden verlöschen, wenn die Ketzer, die einstweilen noch in der Verborgenheit ihre giftige Saat streuten, erst einmal mächtig geworden seien. Ihre Zahl aber mehre sich von Tag zu Tag, und es sei schließlich kein Wunder, wenn die Gläubigen, die so viel Ärgernis bei den Hirten des rechten Glaubens sähen, den Eiferern in die Hände fielen, die durch bußstrenges Leben für sich zu werben wüßten. Nicht mit Scheiterhaufen könne man die Katharer überwinden, sondern allein dadurch, daß das Licht des wahren Glaubens wieder in reiner Klarheit im Leben der Christen und besonders im Wandel der Priester aufleuchte.

Bebend vor Schmerz und heiliger Glut rief sie dem Hochchor zugewandt, in dem Priester und Ordensleute in gewaltiger Zahl zugegen waren, in lateinischer Sprache:

"Ihr habt keine Augen, wenn eure Werke den Menschen nicht im Feuer des Heiligen Geistes leuchten, wenn ihnen euer gutes Beispiel fehlt. Warum unterweiset ihr eure Brüder nicht? Ihr saget: 'Wir haben jetzt nicht die Zeit, zu lehren. Es ist jetzt auch nicht die Zeit, daß man auf uns hört, wie es in früheren Zeiten der Fall war.' Ich aber sage euch: Auch Abel, der Hirt, ließ trotz seines Bruders Haß sein Amt nicht im Stich! Auch die Propheten wurden wie reißende Wölfe getötet um Gottes willen. Ihr aber wollt nicht erdulden, Schmach vom Volke zu tragen, und sammelt deshalb Qual ohne Maß und Ende in euer Herz. Ihr solltet der Tag sein, aber ihr seid die Nacht! Denn entweder seit ihr Tag oder Nacht! Wählet, auf welcher Seite ihr stehen wollt!

Ich vernahm die Stimme aus dem lebendigen Licht: Sie haben eine Stimme, aber sie rufen nicht! Sie wollen Ruhm ohne Verdienst und das Verdienst ohne die Tat. Darum wird eure Ehre zugrunde gehen und eure Krone in den Staub rollen. Durch Leid geläutert aber wird wieder das Morgenrot der Gerechtigkeit erglühen, und eure letzten Dinge werden besser sein als die ersten. Von allem Vergangenen gereinigt, werdet ihr leuchten wie das reinste Gold.

Und nun, Söhne Gottes , höret und vernehmet, was der Geist Gottes sagt: Blicket auf eure Stadt und weiset die gottlosen Menschen von euch; denn solange sie unter euch sind, werdet ihr nicht sicher sein. Weiset sie von euch, damit eure Stadt nicht zugrunde gehe!

Dir aber, Köln, ward ein königliches Hochzeitsmahl bereitet, von dem deine Straßen noch leuchten!" So schloß Hildegard mächtig in deutscher Sprache.

Langsam stieg die Äbtissin von der Kanzel herab und schritt zu dem goldenen Schrein, in dem die Häupter der heiligen drei Weisen ruhen. Dort kniete sie nieder und betete zu Gott, er möge dem heiligen Köln den königlichen Sinn der Gottsucher schenken, die ihre Augen zu dem leuchtenden Stern erhoben.

Priester und Volk hatten sich auf die Knie geworfen und flehten unter Schluchzen und Weinen zu Gott um Barmherzigkeit.

In der gleichen Stunde wankte ein Unglücklicher durch das Gassengewirr der großen Stadt Köln. Leer stierten seine Augen. Es war ihm, als wäre in seinem Herzen etwas niedergebrannt, was nie mehr aufzustrahlen vermöchte. Das Wort kam ihm in den Sinn, das er einst im Fieber gesprochen: "Wie muß es sein, wenn ein Mensch um seine verlorene Seele weint?" Nein, es gibt einen Gram, dem der Trost der Tränen versagt bleibt.

Einen Augenblick lang hatte Gerhard von Rusteberg daran gedacht, Hildegard aufzusuchen. Aber er wußte, daß er ihr nicht in die Augen hätte schauen können. Wie ein Ausgestoßener war er um den Dom gestrichen, aus dem die Stimme der Seherin hallte, dann war er davogeflohen, als wäre der bleiche Tod auf seinen Fersen.

Wie es kam, wußte er nicht zu sagen. Auf einem Friedhof fand er sich plötzlich wieder. Ein Mensch mit hohlen Wangen und seltsam fieberndem Blick sprach ihn an.

"Du scheinst tiefe Nacht in dir herumzutragen, mein Freund! Komm mit mir, vielleicht vermag ich dir eine Leuchte anzuzünden, die das Dunkel deiner Seele erhellt." Unheimlich deuchte Gerhard der Fremde. Fast schien es ihm, als lauere in seinem ganzen Wesen etwas Gefährliches, Dämonisches. Aber einer geheimen, unerklärlichen Gewalt nachgebend, folgte er dem seltsamen Tröster.

In eine halbverfallene Scheune, weit vor den Toren der Stadt, führte ihn der Fremde. Eine Gruppe von Männern und Frauen saß hier um ein elendes Öllicht geschart. Sie starrten den jungen Scholaren verwundert an, und es war Gerhard, als sähe er in ihren Augen das gleiche unheimliche Licht, das ihn bei dem Fremden auf dem Friedhof erschreckt hatte.

"Habt keine Furcht", sagte sein Begleiter. "Er wird einer der Unsrigen werden."

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Allen unseren Freunden ein frohes, gottgesegnetes Osterfest! Die Gnade des Auferstandenen leitet jedes Liebeswerk. Ungesehen ist sie. So ungesehen, daß wir manchmal meinen, daß auch ungeschehen bleibt, was wir von ihr erwarten. Und doch geht Kraft aus ihr aus, die den Händen der Frommen Leben gibt. Ein Leben, das ewig bleibt, weil es Gottes ist. Leben wirkt Leben. Und so ist auch keines der Werke tot, die wir für Gott tun. Wir sehen zwar nicht die Früchte unserer guten Taten. Doch wir glauben an sie. Das Glauben aber der Gottesliebe wegen ist unsere Zuversicht. Wir trauen dem Herrn Jesus Christus. Unser Osterbitten ist nun, daß Er weiter segne, was wir für Seine Priester zu tun uns mühen.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,487.45

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,417.37

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$2,925.20
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	50.00
Anna Thiringer, Venice, Calif.	3.00
Mrs. Joseph Huber, Leipzig, Sask.	1.00
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina. Sask.	45.00
	$3,034.20

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

L. F. Claus, *"Flucht in die Wüste."* Verlag Herder, 7.80 DM. Aus intimer Kenntnis arabischer Sitten und Bräuche gibt der Verfasser ein dichtes Bild vom Leben der Beduinen und stellt prachtvolle, liebeswerte Gestalten vor uns hin.

Catherine Cookson, *"Das Persönchen und der Teufel."* – Verlag Herder, 13,80 DM. – Dieser Band – in sich abgesclossen – schildert die Abenteuer der reizenden kleinen Landarbeitertochter Mary-Ann in einem feinen Internat. Unbezwinglich ist das Heimweh nach ihrem über alles geliebten Vater, dem das "Persönchen" in den ersten beiden Bänden die Sicherheit seines Lebensplatzes erkämpft hat.

Elizabeth Holm, *Noch ist es Tag."* – Wolfgang Krüger Verlag, 15,80 DM. – Das Schicksal einer jungen Frau aus Pommern von 1913 bis 1946 wird hier geschildert. Als begeisterte Bibliothekarin wird Cornelia Hagemann die Frau eines Gutsverwalters, gerät mit ihren Kindern nach dem Krieg unter die Besatzung von Polen und Russen und versucht, aus aller Härte und Grausamkeit, die sie erlebt einen Sinn herauszufinden.

Paula Franken, *"Spruchlese für Mädchen."* – Verlag Butzen & Bercker, 4,80 DM. – In 14 Kapiteln wird jungen Mädchen eine gute Auswahl bedeutsamer Sinnsprüche und Gedanken großer und guter Menschen angeboten.

Alan Paton, *"Und deinen Nächsten wie dich selbst."* – Wolfgang Krüger Verlag, 9,80 DM. – In zehn Storys werden wir mit dem Problem Schwarz-Weiß in Südafrika konfrontiert und überzeugt von der drängenden Mahnung des Autors: "Hört mit dem Haß auf, ehe es zu spät ist!" Den Christen Afrikas, den Nichtchristen Afrikas sind die weißen Christen die dienende Liebe, die Demut schuldig – wenn sie die Aufforderung Christi vollziehen wollen.

Erwin K. Münz, *"Die Pforten der Hölle."* –Verlag Josef Knecht, 19,80 DM. – Am Kolossalgemälde der Französischen Revolution entwickelt der Autor das Drama des Menschen. Ein elsässischer Priester leistet den blasphemischen Eid der Revolution, wird Bischof von Paris. Durch all seinen Verrat und seine Schuld erweist sich am Ende, daß Gott ihn nicht fallen ließ, daß er zurückkehren kann in seine Barmherzigkeit.

Marcel Jouhandeau, *"Philipp Neri."* – Verlag J. P. Bachem, Köln. – Die seltsamen Gegensätzlichkeiten im Wesen des Heiligen, Narr – Spaßmacher Gottes und Mystiker der Gottesliebe, den Anforderungen der Welt gerecht werdend und doch nur dem Übernatürlichen zugewandt, sind vom Verfasser überzeugend dargestellt.

Jean Paillard OP, *"Vier Evangelien vier Welten."* – Verlag Josef Knecht, 9,80 DM. – Aus gründlicher Kenntnis der Evangelienforschung gelingen dem Dominikaner vier Porträts der Evangelien, die ihre Eigenart als Menschen lebendig zeigen und den sich daraus ergebenden Aspekt, den sie im Leben und Wirken Christi besonders hervorheben, verständlich machen.